

u^b

^b
UNIVERSITÄT
BERN

ZEITSCHRIFT
DES INTERDISZIPLINÄREN ZENTRUMS
FÜR GESCHLECHTERFORSCHUNG IZFG

Frühling 2019

#34

genderstudies



EDITORIAL	
Mit dem Finger!	1
SCHWERPUNKT	
Feminismus und Technowissenschaften: Über Objektivität, Verantwortung und Macht	2
Bergsteiger, Casanovas und Soldaten – Unternehmerische Männlichkeit im Diskurs des Self-Tracking	5
Feministische Ansätze im Trans- und Posthumanismus	8
Artificial Intelligence: Ain't I a Woman?	11
LEHRE GENDER STUDIES	
Master Minor Gender Studies	12
Graduate School Gender Studies	15
AUS DEM IZFG	
Was die Arbeit an Self-Checkout-Kassen für das Kasspersonal bedeutet	16
Geschlechtspassung vor Interesse und Status	17
The "crème de la crème" of language and sexuality research	18
Geschlechterforschung im deutschsprachigen Raum	19
Gewinnerin Barbara-Lischetti-Preis 2018	20
Violent Times, Rising Protests. Strukturen, Erfahrungen und Gefühle	21
PORTRAITS	
Ich studiere Gender Studies!	22
Dissertationsprojekt: Effects of large-scale outgrower contract farming on gender relations in Africa	23
From Seeking Shelter to Visions of Justice: Relating the Private to the Public	24
SONSTIGES	
Kurse der Abteilung für die Gleichstellung von Frauen und Männern (AfG)	25
Rätsel: Nonogramm	26
Geusche Kolumne	27
REZENSION	
"Pränatale Zeiten" – eine Studie mit Vorbildcharakter	28
PUBLIKATIONEN	
Programmed Inequality	29
New Digital Worlds	29

IMPRESSUM

HERAUSGEBERIN Interdisziplinäres Zentrum für
Geschlechterforschung der Universität Bern IZFG
Mittelstrasse 43, 3012 Bern, www.izfg.unibe.ch
REDAKTION Fabienne Amlinger, Claudia Amsler,
Monika Hofmann, Janine Lüthi
BILDER Claudia Amsler
LAYOUT Monika Hofmann
GESTALTUNG grafikwerkstatt upart, blau, Bern
DRUCK Vetter Druck AG, Thun
AUFLAGE 1300 Exemplare PAPIER Planojet, FSC-zertifiziert
ISSN-NR. 1663-7879

Mit dem Finger!

I Claudia Amsler

Liebe Leser*innen

Auf der glatten Smartphone-Oberfläche sehen wir sie besonders gut, beim Codieren und Programmieren verstecken sie sich hinter einer begrenzten Anzahl von Ziffern und in transnationalen Produktionsbedingungen werden sie oft unsichtbar gemacht. Die Rede ist von menschlichen Fingerabdrücken. Diese werden in der Diskussion rund um Digitalisierung oft verwischt, obwohl der Finger selbst im Wort Digitalisierung (lat. *digitus*) steckt. Die menschlichen Finger sind aber nicht vernachlässigbar – sie sind Indizien für die machtvolle Verwobenheit von gesellschaftlichen und technologischen Phänomenen. Die Annahme, dass Technik nie neutral, sondern stets durch gesellschaftliche Machtverhältnisse strukturiert wird, ist Ausgangslage für die 34. Ausgabe der Zeitschrift *genderstudies*, die sich mit Digitalisierung und Geschlecht auseinandersetzt. Durch diese Prämisse knüpfen wir an die feministischen *Science and Technology Studies* an, in die Jutta Weber auf den ersten Seiten dieses Heftes einführt. Die Forschungsinteressen der feministischen *Science and Technology Studies* kreisen um die sozialen und politischen Implikationen von technologischen Veränderungen. Diese Veränderungen haben das neue Zeitalter der sogenannten Technoscience eingeläutet, das von einer starken Verflechtung von Technik und Wissenschaft, einem Interventions-, Innovations- wie auch Optimierungsgedanken geprägt ist. Solche Praktiken der Optimierung untersucht Simon Schaupp im Rahmen von digitalen Selbstvermessungspraktiken und zeichnet nach, inwiefern diese mit Männlichkeitsbildern und dem unternehmerischen Selbst zusammenhängen (S. 5-7). Die Optimierung des Menschen findet in transhumanistischen Strömungen, die den Menschen ganz zu überwinden versuchen, ihren Höhepunkt. Was unter Transhu-



manismus genau zu verstehen ist und wie sich die Bewegung vom Posthumanismus unterscheidet, verrät uns die Technikphilosophin Janina Loh und fragt nach den feministischen Potentialen der beiden Bewegungen (S. 8-10). Im letzten Schwerpunktartikel (S. 11) verdeutlicht Joy Buolamwini anhand von Gesichtserkennungstools, wie tief sich gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse in die Entwicklung von technischen Erfindungen eingraben und vorhandene diskriminierende Strukturen perpetuieren können.

Weitere Einblicke in das Themenfeld der Digitalisierung erhalten Sie im Frühlingsemester 2019 während der öffentlichen Ringvorlesung "Digitale Transformation und Geschlecht" (S. 13), die vom IZFG angeboten wird. Und falls Sie eine Pause brauchen von der sogenannten "Digitalisitis" (S. 27), dann nehmen Sie einen Stift zur Hand und blättern zu unserem Rätsel auf der Seite 26.

Ob analog oder digital – wir wünschen Ihnen ein anregendes und kritisches Lesevergnügen!

Bildkonzept *vita:mine sadness*

Was machen gegen zielgerichtete diskriminierende Werbung im Netz? Ignorieren, ad-blocken, schreien, hacken, ...? Claude sammelt, zerstückelt, collagiert sie und macht am Schluss noch alles glitschig. In ihrer Bildserie *vita:mine sadness* verhackt und verfremdet sie ein hochangepriesenes Schönheitspräparat und rutscht auf den Bildinhalten so lange herum, bis sie aus der Beauty-Industrie verbannt werden.

claudreamsl.tumblr.com

Feminismus und Technowissenschaften: Über Objektivität, Verantwortung und Macht

Wie könnte in einer Zeit, die von Technikfortschritt geprägt wird, eine lebbare, gerechte Welt aussehen? Diese Frage zieht sich als roter Faden durch die feministischen Science und Technology Studies (STS). Auf diesem Gebiet werden neue Ideen entwickelt – etwa die Vorstellung einer Cyborg – und die Geschlechterpolitiken unserer technikgetriebenen Welt in Frage gestellt.¹

I Jutta Weber*

Wenn Technik immer schon politisch und eine kulturelle Praxis ist, dann erscheint sie weniger als maskulinische Big Science und das ganz Andere, vielmehr als entscheidender Kampfplatz und als Ort der Möglichkeiten und der Intervention für eine andere Welt. Den Auftakt zu diesem neuen, eher optimistischen oder wenigstens ambivalenten Bezug auf Technik macht das berühmt gewordene Cyborg-Manifest der Biologin, Philosophin und Technikforscherin Donna Haraway. Provokativ stellt Haraway in ihrem Text fest, dass sie es vorziehen würde, einen oder eine Cyborg zu sein statt eine (ökofeministisch inspirierte) Göttin. Mit Hilfe von Ironie, neuen Bildern und selbstreflexiven Narrationsstrategien versucht Haraway, eine andere Geschichte zu erzählen – jenseits der unbrauchbaren Alternative des Dualismus von Fortschritt oder Untergang, Natürlichkeit oder Entfremdung, Essentialismus oder Konstruktivismus. Sie arbeitet heraus, dass sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht nur neue Technologien, sondern vor allem auch eine neue technische Rationalität durchsetzt, die den kognitiv-rationalen Ansatz der Newtonschen Wissenschaft und der auf ihr basierenden Technik ablöst. Nicht mehr Kausalität, Wiederholbarkeit und die Spielregeln induktiver und deduktiver Logik sind das entscheidende Handwerkszeug von Wissenschaft und Technik, sondern eine Logik des systematisierten *tinkerings* beziehungsweise Bastelns, ein reflexiv gewordener Trial-and-Error. Diese Rationalität sei typisch für eine neue Ära und Wissensordnung, die sie mit Bezug auf Derrida und Latour als Technoscience benennt.

Beschleunigte Hybridisierung von Mensch und Maschine

Donna Haraway ist eine der ersten TheoretikerInnen, die darauf hinweisen, dass wir in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Herausbildung einer neuen Wissensordnung beobachten. Analysiert man technowissenschaftliche Praktiken genauer, stellt man unter anderem fest, dass die Suche nach universalen, überzeitlichen Naturgesetzen zugunsten der Entwicklung anwendungsorientierter Lösungen aufgegeben wird. Es gibt eine beschleunigte Hybridisierung

von Mensch und Maschine beziehungsweise Tier und Mensch, und es setzt sich ein Verständnis von Natur und Organismen als flexible Baukästen durch.

Diese neue Episteme markiert Haraway zufolge einen fundamentalen Wandel – vergleichbar dem von der Neuzeit zum industriellen Zeitalter. Sie ist Signum einer neuen Epoche, die sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts formiert: "Technoscience zeigt eine historische Modalität an, ein Chronotop oder einen zeiträumlichen Ort, der über unbezeichnete Geschichte hinauschießt. Technoscience geht übermässig weit über die Unterscheidung von Wissenschaft und Technologie hinaus, genauso wie über die von Natur und Gesellschaft, Subjekten und Objekten, dem Natürlichen und dem Künstlichen.

Ich benutzte Technoscience, um eine Mutation in der historischen Erzählung zu bezeichnen, die den Mutationen, die im Chronotop von den europäisch-mittelalterlichen Chroniken im Vergleich zu den säkularen kumulativen Heilsgeschichten der Moderne aufscheinen, ähnlich ist." So Haraway in ihrem wegweisenden Beitrag "Anspruchsloser Zeuge @ Zweites Jahrtausend. FrauMann© trifft Onco-Mouse".

Natur als Baukasten

Die Grundlage hierfür sei unter anderem ein biokybernetischer Naturbegriff, der die Modellierung des Lebendigen und die Übertragung der Bio-Logik auf Maschinen ermögliche. Statt essentielle Wesenheiten von Entitäten zu bestimmen, fokussiert dieser auf das Verhalten von Systemen. Die Idee der Repräsentation und Nachschöpfung von Welt, wie sie für die moderne Naturwissenschaft typisch war, wird aufgegeben. Natur wird nun als Baukasten, als modulares System interpretiert. Man kann sie in kleinste Teile zerlegen – nicht um sie nachzubauen, sondern um sie zu prozessieren, zu konvertieren und mit ihren eigenen Verfahren zu optimieren.

Natur als Baukasten

Welt wird damit als rekombinierbar und als weitgehend gestaltbar interpretiert. Technik – teilweise als künstliche Evolution gedacht – wird zum "Formproduzent(en), der ausprobiert, was geht".² Durch diese

**"Welt wird
als rekombinierbar
und als weitgehend
gestaltbar
interpretiert."**

technischen Praktiken werden die alten Dualismen westlicher Kulturgeschichte wie etwa Natur/Kultur, Subjekt/Objekt oder aktiv/passiv dekonstruiert. Alte Vorstellungen von Handlungsfähigkeit oder Wirklichkeitsbezug werden verschoben, wenn zum Beispiel Maschinen aufgrund von Lernalgorithmen Handlungsfähigkeit zugeschrieben wird, wenn digitale Bildverarbeitung Bilder ohne ReferentInnen hervorbringt.

Gleichzeitig werden diese Entwicklungen partiell wieder unsichtbar gemacht. So werden im Rahmen der Molekularbiologie und Genetik Organismen zwar als Baukästen und modulare Systeme beschrieben, doch gleichzeitig als Produkt einer natürlichen Natur begriffen. So beschreibt der französische Molekularbiologe François Jacob Organismen als historische Strukturen: als buchstäbliche Kreationen der Geschichte selbst.

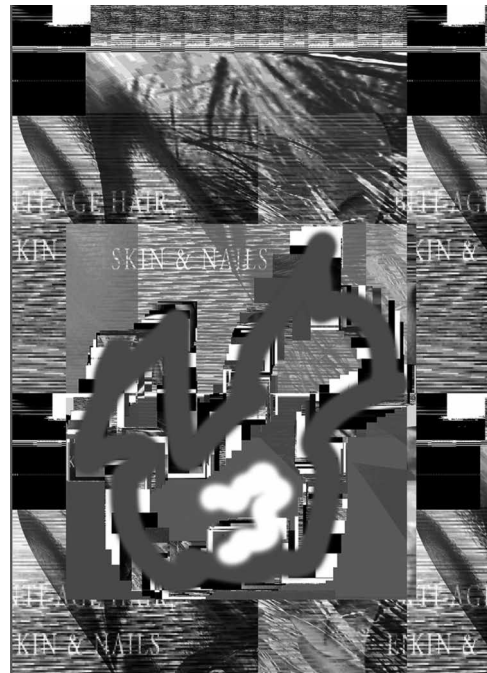
Sie sind kein perfektes Produkt des Engineering, sondern ein Patchwork aus unterschiedlichsten Dingen, die sich aus unterschiedlichen Modulen zusammensetzen, die sich bei passender Gelegenheit immer wieder rekonfigurieren. Der Opportunismus der natürlichen Selektion reflektiert die wahre Natur eines durch und durch kontingenten historischen Prozesses.

Nicht Erkenntnisse zählen, sondern Innovation und Intervention

Letztlich ist es in diesen Zuschreibungen dann doch wieder die gute alte *Mutter* Natur, die sich die Verfahren der Rekombination ausgedacht und die zufällig zusammengewürfelten und rekombinierbaren Kreaturen durch natürliche Selektion hervorgebracht hat. Die differenten epistemologischen und ontologischen Grundlagen der Technoscience werden dadurch unsichtbar gemacht, dass man den neuen flexiblen, dynamischen Organismus nicht als Ergebnis einer neuen Modellierung, sondern als Produkt der Natur interpretiert. Der organologisch gedachte Körper des 18. und 19. Jahrhunderts wird durch den offenen Netzwerkkörper ersetzt.

Im Zeitalter der Technoscience sind Wissenschaft und Technik ununterscheidbar amalgamiert, und das Projekt der Erkenntnis ist eines der Innovation und Intervention geworden. Man will nicht die wirklichen Gesetze der Natur herausdestillieren und analysieren, sondern neue Welten bauen – eben ausprobieren, was geht. Diese Logik der Innovation, Intervention und Optimierung zeigt sich nicht nur in Algorithmen und Artefakten, sondern auch in Forschungsstrategien und Alltagspraxen.

Das reicht vom Körper-*enhancement* mit Hilfe von Schönheitschirurgie, Hormonen oder Neurodoping, dem *empowerment* politischer Bewegungen durch Soziale Medien/Netzwerke oder auch deren Massenscreening durch staatliche Institutionen und globale Konzerne bis hin zur Bestimmung und Prämeditation politischer Entwicklungen oder ökonomischer Trends.



Von der thermodynamischen zur biokybernetischen Logik

Der Begriff der Technoscience beschreibt nicht nur die Verschmelzung von Technik und Wissenschaft, sondern auch die Verflechtung von Gesellschaft und Industrie. Für den Wissenschaftsforscher Bruno Latour kennzeichnet Technoscience alles, was irgendwie mit den Inhalten der Technowissenschaften zu tun hat: "egal wie dreckig, unerwartet oder seltsam sie erscheinen".³

Die überwiegend von ihm, John Law und Michel Callon entwickelte Akteur-Netzwerk-Theorie geht davon aus, dass eine erfolgreiche Technowissenschaft mächtige Verbündete mobilisiert – eine Mobilisierung, die zu einem permanenten Mischungsprozess von Natur und Kultur, Technowissenschaft und Gesellschaft, menschlichen und nicht-menschlichen AkteurInnen führt. Es werden zunehmend Hybriden – Mischgestalten aus Natur und Kultur, Natürlichem und Technischem – produziert. Doch während Latour die Hybriden als logische Fortsetzung der Trennungspolitik der Moderne interpretiert, gehen Donna Haraway, der Soziologe Nikolas Rose oder der Technikhistoriker Paul Forman davon aus, dass die Hybriden und ihre rasante Ausbreitung die Durchsetzung einer qualitativ neuen Form der Technik signifizieren. Es findet ein paradigmatischer Wandel in Wissenschaft und Technik statt – von einer thermodynamischen zu einer biokybernetischen Logik.

Neue Phase der Biopolitik

Es werden auf bisher unbekannte Weisen Mensch, Tier und Maschine rekombiniert und dabei die klassische hierarchische Ordnung der Moderne auf den Kopf gestellt. Hybride wie die OncoMouse, eine genetisch veränderte Maus für die Krebsforschung, oder selbstlernende Roboter rekonfigurieren Konzepte von Technik, von Identität oder auch Vorstellungen von Sozialität.



Technik wird weniger als Werkzeug denn als Medium verstanden. Karin Knorr-Cetina spricht zum Beispiel angesichts der zunehmenden Beschäftigung der Menschen mit den heutigen flexiblen, transklassischen Maschinen auch von der Post-Sozialität heutiger Gesellschaften. Nikolas Rose sieht uns wiederum in eine neue Phase der Biopolitik eintreten.

Er identifiziert fünf entscheidende Mutationen in der Gegenwart – von der Molekularisierung und Optimierung bis zu Ökonomien der Vitalität. Angesichts der radikalen Veränderungen schreibt er: "Ich bin skeptisch gegenüber Ankündigungen von Epochenwenden, und es ist wichtig zu betonen, dass keine der zuvor (von Rose; JW) geschilderten Mutationen einen fundamentalen Bruch mit der Vergangenheit bedeutet: Jede ist zugleich Teil eines kontinuierlichen Prozesses wie eines Wandels. Nichtsdestotrotz würde ich rückschauend behaupten, dass wir eine Schwelle überschritten haben. Etwas qualitativ Neues entsteht in der Konfiguration, wie sie durch die fünf Mutationslinien geformt wird, und dieses Etwas ist wichtig für Menschen, die, wie ich, versuchen, eine Geschichte möglicher Zukünfte zu schreiben."⁴

Feministische Technoscience Studies

Feministische Technoscience Studies fragen nach den sozialen und politischen Implikationen dieser Entwicklung – nicht zuletzt auch für die Geschlechterverhältnisse. Die meisten ProtagonistInnen feministischer STS waren und sind sich darin einig, dass Wissenschaft und Technik niemals neutral und zudem wesentliches Medium und Kampffeld post-/industrieller Gesellschaften sind. Mit Ausnahme des liberalen Feminismus, der für die Gleichstellung von Mann und Frau in der Wissenschaft kämpft, aber eine Vergeschlechtlichung der Normen und Ideale der Wissenschaft bezweifelt, geht sowohl ökofemi-

nistische wie postmoderne Erkenntniskritik von der Situietheit jeglichen Wissens aus. Nicht nur die individuelle Lebensgeschichte, sondern auch die kulturelle, historische und politische Verortung der WissenschaftlerInnen führt zu einem ganz spezifischen Zugang zu und einer Interpretation von Wissen.

Dies stellt natürlich auch die Fundierung des eigenen Wissens in Frage und führt zu entsprechenden Aporien: Relativiert man den Wahrheitsanspruch der Wissenschaft, ergibt sich das Problem, wie die eigenen Wissensansprüche zu begründen sind. Dieser Zugang macht nicht nur die Reflexion der eigenen Erkenntnisstrategien und -perspektiven erforderlich, sondern die Entwicklung neuer epistemologischer, politischer und (reflektierter) rhetorischer Praktiken: "Positionierung impliziert Verantwortlichkeit für die Praktiken, die uns Macht verleihen. Politik und Ethik sind folglich die Grundlage für Auseinandersetzungen darüber, was als rationales Wissen gelten darf."⁵

Objektivität ist keine Frage eines vermeintlich neutralen Beobachters mit einem "View from Nowhere". Feministische STS verabschieden sich damit vom "god-trick, positivistischer Arroganz",⁶ von Werten wie Neutralität und Unparteilichkeit, wie sie für die Newtonsche Wissenschaft typisch waren. Interessanterweise fordert feministische und generell die dekonstruktivistische Kritik das genau zu dem Zeitpunkt, an dem auch Werte wie Unparteilichkeit und Neutralität in den sich formierenden Praktiken der Technowissenschaften selbst zunehmend obsolet werden.

So operiert zum Beispiel die Robotik seit den 1980er Jahren mit Konzepten wie Situietheit und Verkörperung – genau jene Kategorien, deren Absenz feministische STS kritisiert hatten – und wird damit eine post-newtonsche Wissenschaft, die zumindest in ihren Grundlagen und Praktiken den Anspruch auf Universalität und Objektivität grösstenteils aufgibt. Gleichwohl beanspruchen auch heutige Technowissenschaften den Status eines Wahrheitsdiskurses.

¹Dieser Text wurde im Juli 2018 in der "Berliner Gazette. Kultur, Politik und Digitales – seit 1999" veröffentlicht und ist eine überarbeitete und gekürzte Fassung des Aufsatzes "Feministische STS. Eine Einführung", der 2017 bei Suhrkamp im Band "Science and Technology Studies – Klassische Positionen und aktuelle Perspektiven", hg. von Susanne Bauer, Torsten Heinemann und Thomas Lemke, erschienen ist.

²Luhmann, Niklas: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1990, S. 184.

³Latour, Bruno: Science in action, Cambridge 2001, S. 174.

⁴Rose, Nikolas: The Politics of Life Itself, Princeton 2007, S. 7.

⁵Haraway, Donna: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, Frankfurt a.M. 1995, S. 87.

⁶Ebd., S. 79.

*Prof. Dr. Jutta Weber ist Technikforscherin, Philosophin, Medientheoretikerin sowie Professorin für Mediensoziologie am Institut für Medienwissenschaft der Universität Paderborn.

Bergsteiger, Casanovas und Soldaten – Unternehmerische Männlichkeit im Diskurs des Self-Tracking

Immer mehr Männer vermessen ihre sportlichen, beruflichen und sexuellen Leistungen mittels digitaler Technologie. Der Diskurs um das Self-Tracking ist dabei hinsichtlich aktueller Männlichkeitsbilder höchst aufschlussreich.

I Simon Schaupp*

"Nur 14 Prozent meiner sozialen Kontakte sind wichtig für meinen Glückszustand", postuliert ein sportlicher junger Mann auf einem Treffen der Quantified-Self-Bewegung, dem weltweiten Zusammenschluss digitaler Selbstvermesser_innen. "Man kann Menschen aber nicht einfach eliminieren", schiebt er gleich hinterher. Deshalb habe er ein Programm zur Optimierung seiner Kontakte entwickelt, das er "Reducing Relationship Fat Percentage – RFP" nennt. Dabei gehe es zunächst darum, jede Interaktion nach dem Amazon-Prinzip der null bis fünf Sterne zu bewerten – auf den Dimensionen Freundschaft, Karriere, Sex. Wenn genug Evaluationen vorliegen, soll das Programm berechnen, welche sozialen Kontakte sich lohnen und welche eben nicht. Auch der Akt des Flirtens könne digital optimiert werden. Bei einer Party sammelt der Vortragende zunächst im Internet Informationen über die anwesenden Frauen. Über die "possible datings" hole er via Facebook Informationen ein, um die Ebene des Smalltalks überspringen zu können. Das bringe ihm entscheidende Vorteile beim Flirten, so dass ab dem ersten Kontakt im Durchschnitt nur 16 Minuten bis zum ersten Kuss vergehen würden. Insgesamt sei es ihm durch eine Mischung aus Rationalisierung der nützlichen und Eliminierung der unnützen Interaktionen gelungen, gleichzeitig glücklicher zu werden und beruflich mehr Leistung zu erzielen, fasst der Vortragende zusammen.

Die Visionen dieses Self-Trackers sind ein Paradebeispiel für ein Modell von Männlichkeit, das sich vor allem durch die Anforderung einer ökonomisch rationalisierten Selbstverwirklichung auszeichnet. Im Diskurs des Self-Tracking ist dieses Modell, das als unternehmerische Männlichkeit bezeichnet werden kann, besonders präsent.¹ Es soll hier keineswegs behauptet werden, Self-Tracking richte sich nur an Männer. Ausgangspunkt ist stattdessen die Feststellung, dass die Diskurse um das Self-Tracking stark männlich dominiert sind. Das manifestiert sich insbesondere in der Werbung für die entsprechenden Technologien. Diese werden meist mit Bildern von männlichen Körpern in kämpferischen oder triumphalen Posen beworben. Ein Beispiel dafür ist das immer wiederkehrende Bild des Bergsteigers, der gerade einen Gipfel erreicht. Dabei handelt es sich um ein Schlüsselbild für die Verbin-

dung von Leistung und Erfolg aber auch für männliche Autonomie. Ähnliches kommt in der Werbung des populären Sporttracking-Anbieters "Runtastic" zum Ausdruck. Diese arbeitet mit dem Bild eines behaarten, dreckverschmierten Armes, der sich mit einer Goldmedaille in der Faust in den Himmel reckt. Auch der Topos des Militärischen taucht im Self-Tracking-Diskurs regelmässig auf. So sind virtuelle Orden, die für gute Leistungen verliehen werden, Bestandteil beinahe jeder Self-Tracking-Anwendung. Das kann als ein Symbol für die Verbindung von Leistung und Härte interpretiert werden, wobei auch die Forderung soldatischer Disziplin und Kampfbereitschaft eine wichtige Rolle zu spielen scheint. Expliziter noch wird dieser Topos in einem Werbevideo von "Weightwatchers" mit dem Titel "Lose like a man" (Abnehmen wie ein Mann). Darin erklärt ein Offizier, wie er durch Self-Tracking erfolgreich abnahm und so zu einem "Vorbild für seine Männer" wurde. Eine solche explizite Thematisierung von

"Auch der Akt des Flirtens könne digital optimiert werden."

Männlichkeit ist jedoch eher die Ausnahme. Im Wesentlichen ist der Self-Tracking-Diskurs von einem impliziten Androzentrismus geprägt. Das heisst, es wird von einer männlichen Diskursposition ausgegangen, ohne dass dies expliziert würde. Das Explizieren von Männlichkeit bei "Weightwatchers" ist dagegen vermutlich auf die starke weibliche Konnotation von Diäten zurückzuführen. Diese Gegebenheit muss diskursiv offen kontestiert werden, um die Techniken für Männer zugänglich zu machen, ohne deren männliche Identität anzugreifen.

Der Familienernährer in der Krise

Auch wenn Praktiken des Self-Tracking – wie im Beispiel des eingangs erwähnten Beziehungs-Trackings – teilweise durchaus kuriose Züge annehmen, darf eine sozialwissenschaftliche Untersuchung dieses Feldes nicht einfach auf die pathologisierende Diagnose einer narzisstischen Obsession hinauslaufen. Stattdessen muss sie nach dem gesellschaftlichen Kontext der Praktiken und Diskurse fragen. So herrscht in der Männlichkeitsforschung relative Einigkeit darüber, dass Erwerbsarbeit für die moderne Konstruktion von Männlichkeit einen zentralen Bezugspunkt darstellt. In diesem Zusammenhang wird von einer Krise des männlichen "Normalarbeitsverhältnisses" ausgegangen.² Dieses bestand vor allem in der unbefristeten Vollzeitbe-

schäftigung, einer durch selbige erworbenen Inklusion in soziale Sicherungssysteme sowie der Position als männlicher Familienernährer. Ein Modell, das unter anderem durch die zunehmende Bedeutung der Dienstleistungsarbeit, den Abbau des Wohlfahrtsstaates und damit einhergehende Flexibilisierung sowie die zunehmende Inklusion von Frauen in den Arbeitsmarkt unter Druck geriet. Dabei ist es wichtig, zu unterstreichen, dass der Begriff der Krise hier keineswegs auf ein singuläres gegenwärtiges Ereignis verweisen soll. Stattdessen ist das Thema der Krise ein traditionsreicher Bestandteil moderner Männlichkeitsdiskurse schlechthin. Diese dauerhafte Gegenwärtigkeit des Themas der Krise in Männlichkeitsdiskursen ist Ausdruck der Instabilität der Geschlechterkonstruktionen sowie der Machtrelationen der Geschlechter zueinander.

Mit der Ablösung des Normalarbeitsverhältnisses wurde die Arbeit am Selbst zunehmend Voraussetzung für den Verkauf der eigenen Arbeitskraft. Es mussten nicht mehr nur technische Fähigkeiten beherrscht, sondern das Unternehmen 'verkörpert' werden – freilich in einem gepflegten, sportlichen und attraktiven Körper. Erst in diesem Zusammenhang ist auch das Self-Tracking zu verstehen. Wenn die Arbeit am Selbst Teil des Produktionsprozesses wird, so ist es naheliegend, dass für diese Arbeit, wie für alle anderen Arbeiten auch, Rationalisierungstechniken entstehen.



In diesem Sinne ist "Selbsterkenntnis durch Zahlen", wie der Slogan der Quantified-Self-Bewegung lautet, kein Selbstzweck. Stattdessen ist sie eine Vorbedingung zur Selbstoptimierung, die das zentrale Anliegen des Self-Tracking darstellt. Optimierte wird dabei fast immer eine Leistung. Nicht nur im Sport geht es dabei darum "Leistung zu optimieren und ständig zu steigern", wie es bei "Runtastic" heisst. Jeder Lebensbereich "on and off the field", wie es bei der Self-Tracking-Plattform "TicTrac" heisst – "from sleep to speed, nutrition to endurance" – muss in Begriffen der Leistung analysiert und optimiert werden. Die Optimierung von Leistung wird dabei analog zur Optimierung der Ressourcenallokation in einem Unternehmen gedacht. Vertrauenswürdigkeit wird bei der Plattform "Klout" zu "reputation capital", das analog zu Unternehmen bewertet wird, um anderen Unternehmen bei Investitionsentscheidungen zu helfen. Sogar Gesundheit wird beim Anbieter "Biotraker" zu einer Frage des rationalen "Managements" des Körpers.

Diese Imperative der Selbstoptimierung decken sich weitgehend mit einem Subjektivierungsmodell, das Ulrich Bröckling als unternehmerisches Selbst bezeichnet.³ Es zeigt sich jedoch auch, dass die Subjektivierung als unternehmerisches Selbst wichtige Voraussetzungen hat, insbesondere die Verankerung einer quantitativen Rationalität. Individuen können erst dann vollständig zu Unternehmer_innen ihrer selbst werden, wenn sie über buchhalterische, also quantitative Daten über ihr Unternehmen verfügen. Erst die buchhalterische Rationalität bringt mit ihrem ökonomisierenden Zugriff auf die Welt auch das Selbst als ein quantifiziertes hervor, da nur das mit einem Wert Bezifferte als Humankapital erfasst werden kann. So wird dem quantifizierten Selbst, mit Horkheimer und Adorno gesprochen, "zum Schein, was in Zahlen, zuletzt in der Eins, nicht aufgeht".

Die Vermessung des unternehmerischen Selbst

Im Zuge der Verdrängung des "Normalarbeitsverhältnisses" durch das Selbstunternehmertum gerät auch das entsprechende Männlichkeitsbild unter Druck. Das Leitbild des Familienernährers wird abgelöst durch ein Konzept, das als "transnational business masculinity" bezeichnet werden kann.⁵ An die Stelle des Familienernährers tritt die Figur des Managers. Die zentralen Eigenschaften dieser Subjektivierungsfigur sind ökonomische Rationalität und gesteigerter Egozentrismus, verbunden mit grossen Bemühungen um das eigene Image, verringerte Loyalität gegenüber einer Firma oder Familie und eine libe-

rale Sexualität. Die Forderung nach Flexibilität findet im eingangs erwähnten Beziehungs-Tracking einen radikalen Ausdruck, wenn soziale Kontakte in Zahlen transformiert und je nach aktuellem Nutzen "angepasst" oder aufgelöst werden.

Das ökonomische Verhältnis zu sich selbst und anderen, das Connell und Wood als ein Charakteristikum der *business-masculinity* beschreiben, scheint auch die Männlichkeitskonstruktionen wesentlich zu prägen, die im Self-Tracking zum Tragen kommen. Das legt nahe, dass für eine männliche Subjektivierung ökonomische Rationalität noch an Bedeutung gewonnen hat. Ein wesentlicher Teil dieser ökonomischen Rationalität ist der Wettbewerb. Dieser spielt auch im Self-Tracking eine wesentliche Rolle: Es gibt kaum eine Technologie, die nicht irgendeine Ranking-Funktion beinhaltet. Es geht beim Self-Tracking meistens nicht darum, einen allgemeingültigen Standard zu erreichen. Stattdessen ist die Selbstoptimierung ein prinzipiell un abgeschlossener Prozess, der wesentlich relational im Modus der Konkurrenz gemessen wird.

Scheinbar setzt sich die unternehmerische Männlichkeit, die im Self-Tracking zum Vorschein kommt, also im Wesentlichen aus zwei Faktoren zusammen: Einerseits wird an tradierten Männlichkeitsnormen, wie der Leistungsbereitschaft und der Härte festgehalten. Andererseits werden neue, eher weiblich konnotierte Anforderungen, wie emotionale Intelligenz und Selbstverwirklichung inkludiert. Die eher weiblich konnotierten Aspekte dürfen jedoch keinesfalls wild wuchern, sondern müssen in rationalisierten Bahnen verlaufen und sind angewiesen auf permanente Versicherungen ihrer Kompatibilität mit dominanten Vorstellungen von Männlichkeit. Aus diesem Spannungsverhältnis entstehen drei, sich teilweise widersprechende Anforderungen:

1. eine ökonomische Rationalität, die sich auf potentiell alle Lebensbereiche erstreckt, insbesondere aber im Selbstverhältnis der Männer zum Vorschein kommt.
2. einen Imperativ der rationalen Selbstverwirklichung. Dabei werden unter Beibehaltung der ökonomischen Rationalität verschiedene vormals ausserökonomische Bereiche diskursiv aufgewertet, auch solche, die eher weiblich konnotiert waren. Die Anforderung besteht so darin, gleichzeitig "man selbst" zu sein und sich einen Marktvorteil zu verschaffen.
3. einen Leistungsimperativ in allen Lebensbereichen, der verbunden ist mit einem unaufhörlichen Imperativ der Selbstoptimierung, zu dem oft eine Flexibilisierung von Bindungen an Personen, Institutionen und Normen hinzukommt.



Auch der eingangs erwähnte Beziehungs-Tracker führt die Notwendigkeit der Rationalisierung seiner sozialen Kontakte auf sein Berufsleben zurück. Er ist praktisch jeden Tag rund um den Globus unterwegs, lebt aus dem Koffer und hat deshalb zwar unglaublich viele aber kaum intensive soziale Kontakte. Als unternehmerisches Selbst ist er konfrontiert mit der Anforderung, leistungsstark wie ein Bergsteiger, attraktiv wie Casanova und hart wie ein Soldat zu sein. Möglicherweise liegt also ein Grund für das grosse Interesse am Self-Tracking darin, dass es dabei hilft, den Anforderungen einer unternehmerischen Männlichkeit nachzukommen.

*Simon Schupp, M.A., ist Assistent am Lehrstuhl für Sozialstrukturanalyse an der Universität Basel. 2016 ist sein Buch "Digitale Selbstüberwachung: Self-Tracking im kybernetischen Kapitalismus" beim Verlag Graswurzelrevolution erschienen.

¹Schupp, Simon: Die Vermessung des Unternehmers seiner Selbst. Vergeschlechtlichte Quantifizierung im Self-Tracking-Diskurs. In: Selke, Stefan (Hg.): Lifeloggung. Digitale Selbstvermessung und Lebensprotokollierung zwischen disruptiver Technologie und kulturellem Wandel. Wiesbaden, 2016, S. 151-170.

²Lengersdorf, Diana/Meuser, Michael: Wandel von Arbeit – Wandel von Männlichkeiten. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 35. Jg., 2010, H. 2, S. 89-103.

³Bröckling, Ulrich: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform, Frankfurt a.M. 2013.

⁴Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W.: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt a.M. 1993, S. 13.

⁵Connell, Raewyn/Wood, Julian: Globalization and Business Masculinities. In: Men and Masculinities, 7. Jg., 2005, H. 4, S. 347-364.

Feministische Ansätze im Trans- und Posthumanismus

Digitale Technologien schreiben und schieben sich wortwörtlich unter die menschliche Haut. Dadurch verändert sich nicht nur das Verhältnis des Menschen zu seinem Körper. Auch die Konzepte und Vorstellungen rund um und über 'den' Menschen geraten in Bewegung. Denker*innen des sogenannten Trans- und Posthumanismus entwerfen Visionen des zukünftigen Menschen als eine*n Posthumane*n. Welche Potentiale haben diese Konzepte, um beispielsweise Dichotomien wie Frau-Mann aufzubrechen? Im Folgenden werden feministische Ansätze im Trans- und Posthumanismus in den Blick genommen. Es wird sich zeigen, dass sich im technologischen Posthumanismus fast gar keine feministischen Ansätze finden und im transhumanistischen Denken ausnehmend selten. Hingegen machen sie die Mehrzahl der kritisch-posthumanistischen Positionen aus.

I Janina Loh*

Der Transhumanismus (TH) und der Posthumanismus (PH) vereinen Diskurse aus der Philosophie, den Sozial- und Kulturwissenschaften, den Neurowissenschaften, der Informatik, der Robotik und Künstliche Intelligenz-Forschung und lassen sich an der Grenze von philosophischer Anthropologie und Technikphilosophie verorten.

Der TH will den Menschen weiterentwickeln, optimieren, modifizieren und verbessern. Die transhumanistische Methode ist die technologische Transformation des Menschen zu einem posthumanen Wesen.¹ In diesem Sinne kann man nicht sagen, dass der TH 'den' Menschen zu überwinden sucht, sondern er will durch den Menschen, wie er ihn gegenwärtig erkennt, hindurch ("trans") zu einem Posthumanen gelangen, zu einem Menschen x.0. Die menschliche Evolution wird im TH als generell unabgeschlossen verstanden. Die Technik spielt im transhumanistischen Denken die Rolle des Mediums und Mittels zum Zweck der Optimierung des Menschen zu einem Menschen x.0.

Anders als dem TH ist dem PH nicht mehr primär an 'dem' Menschen gelegen, sondern er hinterfragt die tradierten, zumeist humanistischen Dichotomien wie etwa Frau/Mann, Natur/Kultur oder Subjekt/Objekt, die zur Entstehung unseres gegenwärtigen Menschen- und Weltbilds massgeblich beigetragen haben. Der PH möchte 'den' Menschen überwinden, indem er mit konventionellen Kategorien und dem mit ihnen einhergehenden Denken bricht. So gelangt der PH an einen philosophischen Standort hinter oder jenseits ("post") eines spezifischen und für die Gegenwart essenziellen Verständnisses des Menschen. Dieser PH wird in Anlehnung an Stefan Herbrechter "kritischer" PH (kPH) genannt.²

Zwischen TH und kPH ist eine weitere Strömung zu verorten, die zuweilen als technologischer PH (tPH) bezeichnet wird.³ Sowohl kPH als auch tPH haben nicht primär eine Veränderung 'des' Menschen im Blick. Daher stellen beide Variationen des PH dar.

Allerdings ist dem tPH nicht an einer Infragestellung tradierter Kategorien oder an einer Kritik des (humanistischen) Menschenbildes gelegen, sondern primär an der Erschaffung einer artifiziellen Alterität, die die menschliche Spezies ablösen und damit 'den' Menschen überwinden wird. Auf dem Weg dorthin soll zwar auch der Mensch von den technologischen Errungenschaften profitieren, er werde modifiziert und so zu einer weitaus besseren Version seiner selbst. Jedoch stellen diese Entwicklungen, die von einigen Transhumanist*innen als Grund dafür angeführt werden, den tPH als dem transhumanistischen Paradigma zugehörig zu betrachten (wie etwa Stefan Lorenz Sorgner, Max More und Martine Rothblatt), eher automatische Schritte auf einem Weg dar, auf dem es nicht an erster Stelle um den Menschen, gar um einen Menschen x.0, geht, sondern vorrangig

um die Kreation einer maschinellen 'Superspezies'. Die Modifizierung des Menschen stellt im Denken des tPH eine Art angenehme Nebenfolge dar. Daher wird die Technik im tPH eher als Ziel und Zweck denn als Medium und Mittel (wie im TH) verstanden. Auch der tPH schliesst eine Vorstellung vom Posthumanen ein. Dabei handelt es sich allerdings weder um einen Menschen x.0 wie im TH noch um ein neues nach-humanistisches

Verständnis des Menschen wie im kPH, sondern eben um eine artifizielle Alterität, eine künstliche Superintelligenz.

Feministische Ansätze finden sich im tPH gar nicht und im transhumanistischen Denken ausnehmend selten. Hingegen machen sie die Mehrzahl der kritisch-posthumanistischen Positionen aus. Die Gründe hierfür werden im Folgenden erläutert.

Feministische Ansätze im Transhumanismus

Zahlreiche populäre Vertreter des TH wie etwa Simon Young, Max More und Nick Bostrom verweisen explizit auf den Humanismus als Grundlage transhumanistischen Denkens oder verstehen gar den TH als

"Die Technik spielt im transhumanistischen Denken die Rolle des Mediums und Mittels zum Zweck der Optimierung des Menschen."

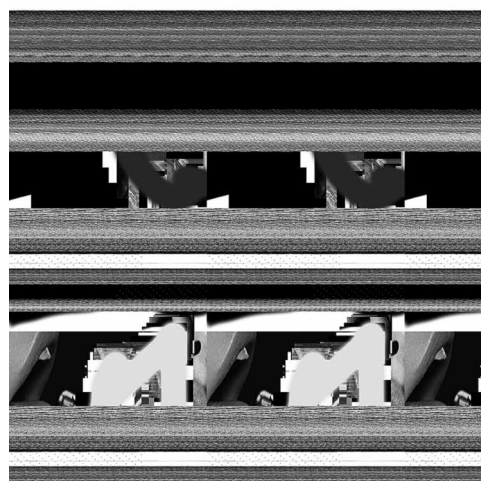
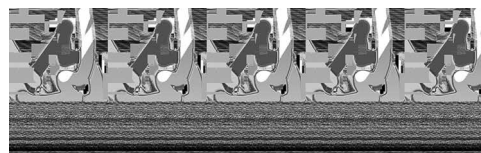
Humanismus mit vorrangig technologischen Mitteln als technologischen Humanismus. Diese explizite Orientierung am Humanismus ist sicherlich als ein Grund dafür zu sehen, warum es ausnehmend wenige feministische transhumanistische Ansätze gibt.⁴ Präsentiert er doch nach aussen ein anthropozentrisches und damit exklusives, alle anderen Wesen im Kosmos moralisch degradierendes, und nach innen ein vorrangig weisses, westliches und männliches, und damit alle Menschen, die von dieser Norm abweichen, (implizit) abwertendes, Menschen- und Weltbild.

Ein Beispiel für einen auf den ersten Blick feministischen transhumanistischen Ansatz stellt die Rechtsanwältin und Futuristin Martine Rothblatt⁵ vor, neben Natasha Vita-More eine der wenigen Transhumanistinnen. Sie sieht das durch die Virtualität bedingte Mehr an Möglichkeiten für den gegenwärtig lebenden Menschen in einem Mehr an Gestaltungsfreiheit – insbesondere was die Zuschreibung von Gender und Sex anbelangt. In der Tat befassen sich Transhumanist*innen mit der Virtualität generell, insofern diese aufgrund menschlichen Enhancements auf dem Weg in die posthumane Zukunft von Relevanz ist und dem Menschen durch die Verbesserung menschlicher Kompetenzen als neuer Raum der Wahrnehmung und des menschlichen Daseins eröffnet wird.

Rothblatt stellt mit ihrer Intention einer Überwindung der Kategorien Sex und Gender in der Virtualität in der Tat ein seltenes Beispiel für die Überschneidung transhumanistischer mit kritisch-posthumanistischen Motiven dar, was insofern überrascht, als eigentlich gerade dem kPH an der Überschreitung tradierter Dichotomien wie "weiblich" und "männlich" gelegen ist. Transhumanist*innen wie Rothblatt – sofern sie überhaupt dieses für das transhumanistische Denken eher 'exotische' Thema anschneiden – verfolgen allerdings mit der Aufhebung dieser und anderer konventioneller Kategorien nicht das Ziel eines Umbruchs im Denken und auch nicht der Überwindung dessen, was wir unter humanistischen Vorzeichen als "Mensch" definieren, sondern einer Weiterentwicklung und letztlich Verbesserung des immer noch humanistisch verstandenen gegenwärtigen Menschen. Rothblatt zufolge ist das posthumane Wesen ein unter anderem dank der Virtualität von den überkommenen Fesseln der geschlechtlichen Bipolarität befreiter Mensch x.0, der über Gender und Sex frei verfügt.

Feministische Ansätze im technologischen Posthumanismus

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt sind mir keine nennenswerten feministischen technologisch-posthumanistischen Positionen bekannt. Hierfür lassen sich vorrangig zwei Gründe ausmachen: einerseits das implizite Desinteresse am Menschen im tPH aufgrund der andererseits im Vergleich zum TH veränderten Rolle der Technik.



Im tPH emanzipiert sich der Mensch vollständig von sich selbst, nicht mehr nur von seiner tierischen Herkunft oder von seinen vermeintlich schwachen und verachtenswerten menschlichen Seiten. Auch der tPH vertritt noch eine Definition des Menschen, nämlich eine vorrangig vom menschlichen Geist geprägte. Dieser wäre zwar vollständig auf Informationen und Daten reduzierbar, mache aber nichtsdestotrotz die menschliche Essenz aus, die sich jedoch von der organischen Hülle lösen und via Mind Uploading auf einen künstlichen Körper übertragen lasse. Der technologisch-posthumanistische Blick richtet sich vorrangig auf die Entwicklung einer künstlichen Alterität, in deren Lichte sich der Mensch quasi nebenbei zu einem besseren Menschen erheben fühlen darf. Stellt die Technik im TH das prominente Mittel und Medium zum Eintritt in die posthumane Daseinsweise dar, fällt sie im tPH vor allem (wenn auch nicht ausschliesslich) mit dessen Ziel- und Zweckvorstellungen zusammen. Transhumanist*innen zufolge kommt der Technik ein vorrangig instrumenteller Zweck zu, technologische Posthumanist*innen glorifizieren in der Entwicklung eines artifiziellen Posthumanen die Technik.

Es überrascht nicht, dass vor diesem technologisch-posthumanistischen Hintergrund keine ernsthaften feministischen Ansätze auszumachen sind. Denn ein nur noch oberflächliches Interesse am Menschen generell bietet keine fruchtbare Grundlage für einen feministischen Ansatz gleich welcher Couleur. Weiterhin stellen die Überreste des technologisch-posthumanistischen Menschenbildes in ihrer Überhöhung des Geistes eine Verschärfung des Humanismus dar. Schliesslich laden die in die Visionen einer künstlichen Superintelligenz eingehenden Geschlechterstereotype eines Ray Kurzweil, Frank Tipler, Vernor Vinge, Hans Moravec und

Marvin Minsky eher zu einer feministischen Stellungnahme und Kritik ein, denn dass sie Material für eine eigene ernstzunehmende technologisch-posthumanistische feministische Position böten.

Feministische Ansätze im kritischen Posthumanismus

Der kPH nimmt nun erstmals die vom Humanismus noch ausgeblendete Differenzierung zwischen Körper und Leib sowie Inkorporiertheit und Eingebettetheit in den Blick. Er bemüht sich um eine regelrechte Wiedererinnerung an die Materie und eine Neuentdeckung des Körpers und sucht so auch die Möglichkeiten, neue Subjektkonzeptionen zu eröffnen. Diese Ansätze werden in feministischen Diskursen auch als (neuer) materialistischer Feminismus besprochen.⁶

Kritische Posthumanist*innen wie Rosi Braidotti, Karen Barad, Cary Wolfe, Pramod K. Nayar, Neil Badmington und andere setzen in ihrem Nachdenken vorzugsweise bei Michel Foucaults wissenschaftshistorischer Abhandlung "Die Ordnung der Dinge" (1971) an, die von ihnen vorrangig als Kritik des Humanismus, der klassischen philosophischen Anthropologie sowie des Anthropozentrismus gelesen wird. Sie setzen die Diskurse des Poststrukturalismus, der Postmoderne und auch des Feminismus über die Methode der Dekonstruktion einerseits fort und reflektieren sie andererseits auch kritisch. So habe der Poststrukturalismus zwar einerseits die Mittel zu einer Infragestellung traditioneller epistemologischer Kategorien bereitgestellt, bleibe dabei allerdings (1.) einer reinen Sprachkritik beziehungsweise einer rein sprachlich strukturierten Realität verhaftet. Doch Foucault, Judith Butler und andere Wegbereiter*innen des kPH seien (2.) letztlich nur am Menschen interessiert, in der Konsequenz also immer noch anthropozentrisch ausgerichtet und daher (3.) dennoch nicht in der Lage, die fundamentale Dichotomie von Natur und Kultur zu überwinden. Der Feminismus habe (4.), obwohl grundsätzlich im kPH verankert, nicht generell mit dem Humanismus brechen können. Ganz allgemein seien (5.) alle Labels wie Poststrukturalismus und Feminismus selbst höchst fragwürdig, da sie ihre eigenen disziplinären Grenzen doch letztlich nicht infrage stellen.

Im Gegensatz dazu suche (ad 1.) der kPH auch über die sprachlichen Grenzen hinaus nach Realität, Möglichkeiten der Kritik und der Performanz. Weiterhin (ad 2.) sei er auch ein Post-Anthropozentrismus, der alternative Visionen vom Menschen, von Subjektivität und Formen des Selbst anerkennt und über den Menschen hinaus zahlreiche nicht-menschliche Alteritäten in den Blick nehmen kann. Schliesslich (ad 3.) schaffe es erst die Radikalität des kPH, das Versprechen eines Bruchs mit konventionellen Kategorien an der Wurzel der Natur/Kultur-Dichotomie einzulösen. Dies geschieht, ganz in dekon-

struktivistischer Manier, nicht in Form eines reinen (letztlich unmöglichen) Neuanfangs, sondern als ein hinterfragendes Wiederholen und dadurch Aufbrechen bislang unangetasteter Hypostasen, was deren Reformulierung ermögliche. Ebenso wie die Postmoderne notwendig an die Moderne gebunden bleibt und der Poststrukturalismus an den Strukturalismus, enthält der kPH auch in seiner Transzendierung des Humanismus immer zumindest die Erinnerung an diesen (ad 4.) oder, um mit Neil Badmington zu sprechen: "The 'post-' is forever tied up with what it is 'posting'"⁷. Die Vielfalt disziplinärer Perspektiven, aus denen die Dekonstruktion des (humanistischen) Menschen im kPH unternommen wird und die in sich vielleicht teilweise den Eindruck der Widersprüchlichkeit erwecken, mindestens allerdings die Leser*innen durch eine radikale Facettenlust herausfordern, erlauben keine Einfassung in und erst recht keine Bändigung durch irgendein disziplinäres Korsett (ad 5.).

In einer überspitzten Interpretation ist es nicht abwegig, den kPH als extreme Version des Poststrukturalismus und dekonstruktivistischen Feminismus beziehungsweise Postfeminismus zu deuten, ebenso wie manche im tPH eine extreme Variante des TH sehen. Doch dieser Schluss ist voreilig, denn immerhin enthält das technologisch-posthumanistische Denken alle Elemente des TH. Diese Diagnose trifft mit Blick auf das Verhältnis des kPH zum Poststrukturalismus und -feminismus nicht zu, insofern sich kritische Posthumanist*innen explizit von manchen Motiven des Poststrukturalismus und -feminismus distanzieren und dieser Distanzierung in ihren Werken auch Rechnung tragen.

*Dr. Janina Loh (geb. Sombetzki) ist Universitätsassistentin (Post-Doc) im Bereich Technik- und Medienphilosophie an der Universität Wien. 2018 ist ihre Einführung in den Trans- und Posthumanismus beim Junius Verlag erschienen.

¹Das "posthumane Wesen" oder "Posthumane" kennzeichnet sowohl im TH als auch im PH die Zielvorstellung der Entwicklung des Menschen.

²Herbrechter, Stefan: Posthumanismus. Eine kritische Einführung, Darmstadt 2009, S. 7.

³Tirosh-Samuelson, Hava: Religion, in: Ranisch, Robert/Sorgner, Stefan Lorenz (Hrsg.): Post- and Transhumanism. An Introduction, Frankfurt a.M. 2014, S. 49-71, S. 55.

⁴Singer, Mona: Und was sagt Eva? Warum die Feministin keine Transhumanistin sein will, Posthumanistin dagegen schon, in: Wespennest. Zeitschrift für brauchbare Texte und Bilder, 2015, H. 169, S. 50-54.

⁵Rothblatt, Martine: Mind is Deeper Than Matter. Transgenderism, Transhumanism, and the Freedom of Form, in: More, Max/Vita-More, Natasha (Hg.): The Transhumanist Reader. Classical and Contemporary Essays on the Science, Technology, and Philosophy of the Human Future, Wiley-Blackwell, 2013, S. 315-326.

⁶Alaimo, Stacy/Hekman, Susan (Hg.): Material Feminisms, Bloomington, Indianapolis 2008.

⁷Badmington, Neil: Theorizing Posthumanism, in: Cultural Critique, 53, 2003, S. 10-27, S. 20.

Artificial Intelligence: Ain't I a Woman?

During the 1851 Women's Rights Convention, master orator Sojourner Truth gave her iconic "Ain't I a Woman?" speech. She made an impassioned plea for the recognition of her humanity. In the context of the increased adoption of artificial intelligence for analyzing humans today, the struggle for respect and dignity for historically marginalized groups – women, people of color, and especially women of color – continues. Joy Buolamwini decided to pose Truth's 19th century question to 21st century algorithms: "Artificial Intelligence, Ain't I a Woman?"

I Joy Buolamwini*

Why the focus on black women?

Sojourner Truth's question "Ain't I a Woman?" is fundamentally about affirming the humanity of an individual. Another way to phrase the question could be: "Am I not a person worthy of respect?" Respect isn't just about being recognized or not recognized. It is also about having agency regarding the processes that govern our lives. As companies, governments, and law enforcement agencies use artificial intelligence (AI) to make decisions about our opportunities and freedoms, we must demand that we are respected as people. Sometimes respecting people means making sure your systems are inclusive such as in the case of using AI for precision medicine, at times it means respecting people's privacy by not collecting any data, and it always means respecting the dignity of an individual – regardless of how that person identifies.

Issues concerning algorithmic bias can impact anybody who will encounter AI knowingly or unknowingly. However, I decided to focus on AI-powered facial analysis technology applied on black women because companies performed worst on the faces of dark-skinned women in the prior research I conducted. I looked at how gender classification systems from leading tech companies performed across a range of skin types and genders. All systems performed better on male faces than female faces overall, and all systems performed better on lighter-skinned faces than darker-skinned faces overall. Error rates were as high as 35% for darker-skinned women, 12% for darker-skinned men, 7% for lighter-skinned women, and no more than 1% for lighter-skinned men (<http://gendershades.org>). The limitations of this study are – primarily that gender was reduced to a binary construct and the dataset I created only included European and African parliamentary members, leaving out a vast majority of the world. Even with these limitations, the study broke new ground by uncovering the largest accuracy disparities in commercial gender classification along phenotypic and demographic attributes.

"All systems performed better on lighter-skinned faces than darker-skinned faces overall."

Aren't companies making improvements?

Some companies like IBM and Microsoft are responding to criticisms about their facial analysis technology by working on technical fixes to address inaccuracies. While a starting point, is this really enough? Both flawed and somewhat improved facial analysis technology can be used to bolster a surveillance state and can even be applied to lethal autonomous weapons. As technology evolves and companies announce updates, we have to always keep the potential for abuse in mind and remember that updates are not instantaneous or comprehensive. In the case of Microsoft, on June 26 2018 they announced improvements to their facial analysis technology in response to recent criticisms. However, systems using older versions of Microsoft services remain in the real-world. And of course, the new model can have a new set of flaws. Highlighting these flaws is one way to open a more public discussion about the increased use of facial analysis technology in our daily lives.

However, if we only focus on the technical capabilities of AI systems without addressing the ways in which the technology can be weaponized or compromised, we will not prevent abuse. Instead we will see a series of announcements pronouncing technical improvements without improving the ways in which the AI is used or governed. AI reflects the coded gaze – the priorities, preferences, and at times prejudices of those who shape technology. Subsequent steps need to focus not just on technical capabilities but also on safeguards and mechanisms for transparency and accountability. As technologists and designers, we have a responsibility to think about the social implications of our creations and work to minimize the harms.

*Joy Buolamwini is the Founder of Algorithmic Justice League. www.ajlunited.org | www.poetofcode.com | Telling stories that make daughters of diasporas dream and sons of privilege pause.

Veranstaltungen Master Minor Gender Studies

Hier finden Sie die Pflicht- und Wahlpflichtveranstaltungen des IZFG. Anrechenbare Wahlpflichtveranstaltungen aus diversen Disziplinen der Universität Bern finden Sie auf der Website des IZFG unter Studium / Lehrveranstaltungen.

FORSCHUNGSSEMINAR / PRAXISÜBUNG

Schloss – Anstalt – Dorf Hindelbank

**Prof. Dr. Michèle Amacker, Dr. Tanja Rietmann und
Dr. Katrin Rieder**

7 ECTS

Montag, 14.15-16.00 Uhr

Der erste Teil des Seminars widmet sich der kultur- und sozialhistorischen Bedeutung des Schlosses Hindelbank, welches von seiner Besitzerfamilie 1866 aus ökonomischen Gründen dem Kanton Bern zur Errichtung einer "Notharmenverpflegungsanstalt für Frauen" verkauft werden musste. 1896 wurde die Anstalt in eine "Weiberarbeitsanstalt" umfunktioniert, um "liederliche" und "arbeitsscheue" Frauen zu disziplinieren (administrative Versorgung). Ab 1911 kam es zu einem gemischten Vollzug mit Straftäterinnen. Bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts dominierten allerdings Massnahmen der "sozialen Korrektur". Angeleitet von Ideen einer repressiven Fürsorge- und Sozialpolitik wurden Frauen administrativ versorgt, ohne dass sie eine Straftat begangen hatten. Aus einer geschlechtergeschichtlichen Perspektive wird für das 19. und 20. Jahrhundert nach der Bedeutung und den Beziehungen zwischen diesen verschiedenen Formen des Wegschliessens von Fürsorgebedürftigen, Marginalisierten und Straffälligen gefragt. Ebenfalls thematisiert wird das Alltagsleben in der Anstalt sowie die (ökonomischen) Beziehungen zwischen dem Dorf Hindelbank und 'seiner' Anstalt.

Der zweite Teil des Seminars vermittelt ausgewählte Grundlagen qualitativer Sozialforschung (resp. Oral History). Konkret werden die Studierenden in die Methode leitfadengestützter Interviews sowie Fokusgruppengespräche eingeführt. Vor dem Hintergrund der im ersten Teil erarbeiteten Inhalte führen die Studierenden Interviews mit der Bevölkerung von Hindelbank.

Das Forschungsseminar ist Teil des Projekts "Schloss – Anstalt – Dorf Hindelbank", das auf das Jubiläumsjahr 2021 hin (125 Jahre Anstalten, 300 Jahre Schloss) realisiert wird. Die im Seminar erarbeiteten Forschungsergebnisse werden in eine Ausstellung einfließen und Arbeiten der Studierenden werden in der Begleitpublikation veröffentlicht.

SEMINAR

Gender und Nachhaltigkeit: Brückenschlag zwischen Theorie und Praxis

**Dr. Marianne Meier, Dr. Christine Bigler und
Nora Trenkel, B.A.**

5 ECTS

Mittwoch, 10.15-12.00 Uhr

Die Geschlechtergleichstellung und Befähigung aller Frauen und Mädchen zur Selbstbestimmung ist das fünfte der siebzehn "Sustainable Development Goals" (SDGs) der Agenda 2030 der Vereinten Nationen. Zudem zieht sich 'Gender' als transversales Thema durch alle Nachhaltigkeitsziele der UNO.

Dieses Seminar geht den Wurzeln der Gender- und Nachhaltigkeitsdebatten auf den Grund und verfolgt aktuelle und neue Ansätze in diesem Forschungsfeld. Ziel des Seminars ist es, die drei Säulen des Nachhaltigkeitsansatzes aus einer Gender-Perspektive zu analysieren. Zudem sollen neue Wege diskutiert werden, wie intersektionale, transgender- und queere Ansätze in dieses etablierte und zugleich kritisierte Konzept einbezogen werden können.

Im Mittelpunkt des Seminars stehen die sozialen, wirtschaftlichen und ökologischen Säulen der Nachhaltigkeit aus geschlechtsspezifischer Sicht. Die Inhalte des Seminars werden durch innovative didaktische Methoden vermittelt, die direkt von den Studierenden angewendet werden und somit zu gehaltvollen Diskussionen anregen sollen.

ÖFFENTLICHE RINGVORLESUNG

Digitale Transformation und Geschlecht

Claudia Amsler, M.A., Prof. Dr. Michèle Amacker und

Prof. Dr. Patricia Purtschert

2 ECTS

Mittwoch, 18.15-19.45 Uhr

Ort: Uni Hauptgebäude, Hochschulstr. 4, Raum 201

"Nun ja, meine Stimme klingt wie die einer Frau, aber ich falle nicht wirklich unter das menschliche Geschlechterkonzept", antwortet die persönliche Sprachassistenten-Software Siri auf die Frage, ob sie sich als Frau identifiziere. Siri wie auch andere Chatbots, die als persönliche Assistenten fungieren und "immer zu deinen Diensten" sind, werden hauptsächlich weiblich designt. Dass Siris Stimme "wie die einer Frau" klingt, ist deshalb nicht zufällig, vielmehr werden dadurch vorherrschende Geschlechterverhältnisse und mithin auch Machtordnungen perpetuiert. Die Assistenten-Software ist somit sehr wohl von einem "menschlichen Geschlechterkonzept" durchdrungen und ist ein Beispiel dafür, dass Technik – vom Design über die Herstellung bis hin zur Nutzung – niemals neutral ist. Digitale Techniken sind weder heilsbringend noch dämonisch – sie sind gestaltbare Prozesse, die durch menschliche Akteur*innen in Gang gesetzt werden. Die menschlichen Fingerabdrücke, die sich dabei tief in digitale Transformationen eingraben, können zwar verwischt, aber nie vollständig entfernt werden.

Die öffentliche Ringvorlesung des IZFG setzt sich zum Ziel, die komplexen Verschränkungen von Macht, Geschlecht und Digitalisierung sichtbar zu machen und gibt exemplarisch aus einer Geschlechterperspektive Einblick in digitale Transformationsprozesse im Bereich der Erwerbsarbeit, Selbstvermessung, Bildung, Sexualität und Koalitionsbildung.

PROGRAMM

27. Februar 2019

Feministische Science & Technology Studies:

Über unsere Technowissenschaftskultur und ihre Kritik

Prof. Dr. Jutta Weber (Universität Paderborn)

6. März 2019

Programmed Inequality: Women in Computing History

Prof. Dr. Marie Hicks (Illinois Institute of Technology)

remote lecture

13. März 2019

Erwerbsarbeit und Digitalisierung aus einer Geschlechterperspektive

Prof. Dr. Michèle Amacker, Dr. Tina Büchler

(IZFG, Universität Bern)

20. März 2019

Gender Tracking. Das Geschlecht digitaler

Selbstvermessung

Corinna Schmechel, M.A. (Universität Oldenburg)

27. März 2019

Networked Intimacies: Gender and Sexuality in the wake of #MeToo

Prof. Dr. Nishant Shah (Leuphana Universität

Lueneburg), remote lecture

3. April 2019

Bessere informatische Artefakte durch Geschlechterforschung? Von der Analyse zum Design

Prof. Dr. Corinna Bath (TU-Braunschweig)

8. Mai 2019

Public feminism and Open Access – The Digital Afterlives of *This Bridge Called my Back*

Prof. Dr. Lisa Nakamura & Dr. Cass Adair

(University of Michigan), remote lecture

15. Mai 2019

Digitalisierung intimer Räume

Audiobeiträge aus dem mLab von Studierenden der Sozial- und Kulturgeographie (Universität Bern)

22. Mai 2019

Reisende Hashtags. Potentiale und Gefahren digitaler Vernetzung

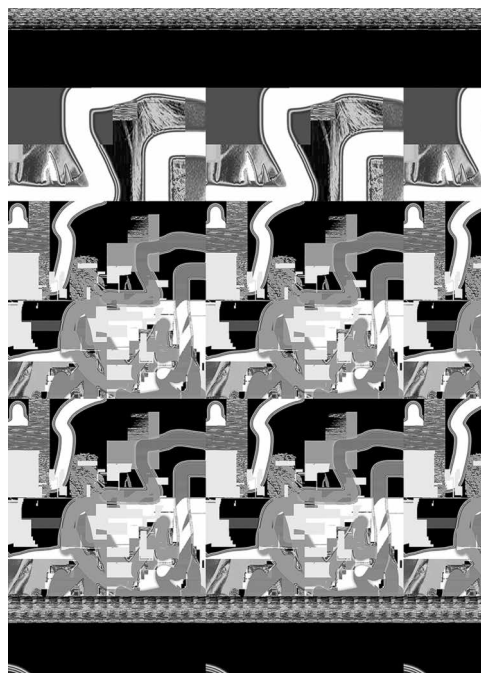
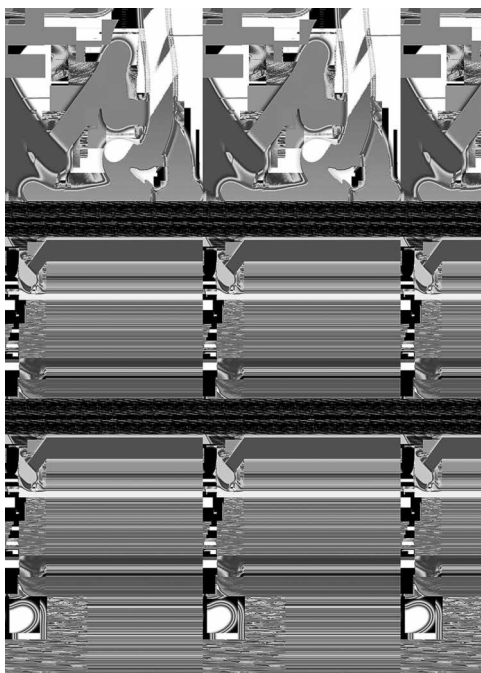
Gespräch zwischen lic. phil. Jovita dos Santos Pinto und Dr. Fabienne Amlinger (IZFG, Universität Bern)

WORKSHOP

Work in Progress Gender Studies

Herbstsemester 2019 (statt FS19)

Das IZFG wird im Herbstsemester 2019 zum jährlich stattfindenden Work in Progress einladen. Der "WiP" ist interdisziplinär ausgerichtet und wendet sich an interessierte Studierende und Forschende aller Disziplinen sowie an Personen, die innerhalb wie auch an solche, die ausserhalb der Universität wissenschaftlich zu Gender-Themen arbeiten. Die Veranstaltung versteht sich als Werkstatt, in der Forschungsprojekte in allen Stadien ihres Entstehungsprozesses vorgestellt und ebenso ganz unterschiedliche Probleme diskutiert werden können.



Graduate School Gender Studies

Die interdisziplinäre Graduate School Gender Studies richtet sich an engagierte Doktorand_innen aller Fakultäten der Universität Bern, welche sich im Rahmen ihrer Dissertation mit der Analysekatgorie Geschlecht befassen oder feministische Ansätze als zentrale Perspektive ihres Forschungsvorhabens ausweisen und am interdisziplinären Austausch interessiert sind.

Ziele der Graduate School Gender Studies:

- Vertiefte Auseinandersetzung mit ausgewählten theoretischen Strömungen und Methoden der Gender Studies
- Vermittlung der Grundlagen feministischer Kritik
- Unterstützung beim Forschungsvorhaben und dem Verfassen der Dissertation
- Förderung der Selbstreflexion und des Austausches in einem interdisziplinären Setting
- Einbettung in einen unterstützenden Peer-Kontext
- Netzbildung in der nationalen und internationalen Gender-Studies-Forschungscommunity
- Vermittlung spezifischer Soft Skills
- Unterstützung im Verfassen von Anträgen und Publikationen sowie in der Klärung von Laufbahnfragen

Das Programm umfasst Kolloquien, Workshops mit ausgewiesenen nationalen und internationalen Expert_innen sowie Symposien in Anwesenheit der Programmkommission. Die partizipative Anlage des Programms bietet weitgehende Mitgestaltungsmöglichkeiten.

Als Teil des interuniversitären Doktoratsprogramms Gender Studies vermittelt das Programm direkten Zugang zu den Veranstaltungen der Doktoratsprogramme Gender Studies in Basel, Zürich und in der Romandie, mit welchen auch regelmässig gemeinsame Veranstaltungen durchgeführt werden.

Die Promotion erfolgt in der Herkunftsdisziplin. Das Programm (Umfang 18 ECTS) wird begleitend besucht und kann innerhalb dreier Jahre absolviert werden.

Gerne gibt die Koordinatorin des Programms, Dr. Tina Buechler, weitere Auskunft:
tina.buechler@izfg.unibe.ch oder 031 631 46 78

Anmeldeschluss: 30. April 2019



Was die Arbeit an Self-Checkout-Kassen für das Kassenspersonal bedeutet

Das IZFG hat im Auftrag der Gewerkschaft Unia untersucht, wie sich die Einführung von Self-Checkout und Self-Scanning auf die Arbeit des Kassenspersonals im Detailhandel auswirkt.

| Tina Büchler* und Sebastian Funke**

Anfang 2018 wurde in den USA der erste vollautomatisierte Supermarkt der Welt eröffnet. Bewegungssensoren und Videokameras registrieren jeden Griff ins Regal, sodass beim Verlassen des Ladens lediglich noch die Kreditkarte in der Tasche der Kundschaft abgescannt werden muss. "Just Walk Out Shopping" wird diese neue Form des kontaktlosen Einkaufens genannt, welche Massstäbe für das Einkaufserlebnis der Zukunft setzen soll.

Obwohl es in der Schweiz noch keine vollautomatisierten Supermärkte gibt, schreitet auch hier die Digitalisierung der Kassensysteme rasant voran. Migros und Coop verfügen bereits über mehr als 4000 Self-Checkout- und Self-Scanning-Kassen (SCO), an denen zu Stosszeiten bereits bis zu 50% des Umsatzes generiert werden.¹ Wie aber wirkt sich die Einführung von SCO auf die Arbeitsbedingungen, die Gesundheit und das berufliche Selbstverständnis des Verkaufspersonals im Detailhandel aus?²

Die Veränderungen, die mit der Einführung der SCO-Systeme einhergehen, sind typisch für die gesamte Entwicklung der Arbeitsplätze im Detailhandel. Die Angestellten stehen zunehmend unter Druck: Immer weniger Personal muss immer mehr Aufgaben in immer kürzerer Zeit erledigen. Die Einführung von SCO verschärft diese Tendenz. Beispielsweise wird das Personal an den SCO-Kassen neu mit einer Kontrollfunktion betraut, für die es in der Regel jedoch nicht genügend ausgebildet ist. Dies wird besonders im Falle von Konfliktsituationen problematisch, welche mit SCO häufiger geworden sind. Weiter wird zunehmend unmöglich zu bewältigendes Multitasking verlangt, indem etwa das Personal an den herkömmlichen Kassen gleichzeitig den SCO-Bereich überwachen soll. Dabei werden die Angestellten für Diebstähle zumindest moralisch verantwortlich gemacht, was Stress verursacht. Zu psychischen Belastungen kommen physische gesundheitsgefährdende Aspekte der Arbeit im SCO-Bereich, insbesondere das lange Stehen.

Weiter hat sich durch SCO der Kontakt zur Kundschaft verändert. Die Bedeutung des kurzen Austauschs an der herkömmlichen Kasse wird von Normalverbraucher_innen gewaltig unterschätzt. Das kurze Gespräch über das Wetter macht einen

grossen Unterschied für die Angestellten, die ihren Beruf oft explizit aufgrund ihrer Freude am Umgang mit Menschen ergriffen haben. Das Bedürfnis ist jedoch gegenseitig: Sogar in grossen Einkaufszentren erfreuen sich Kassier_innen einer Stammkundschaft, welche ihnen – langen Schlangen oder leeren Self-Checkout-Stationen zum Trotz – die Treue hält. Dieser Kontakt geht mit der Einführung von SCO-Systemen zunehmend verloren.

"Soll ich nun Self-Checkout-Kassen nutzen oder nicht?"

Schliesslich ist darauf zu verweisen, dass Kassier_innen fast ausschliesslich Frauen* sind. Nicht zufällig ist der Kassenbereich gleichzeitig einer der am tiefsten bezahlten Bereiche in der Tieflohnbranche Detailhandel, der ausserdem besonders oft von atypischen Arbeitsverhältnissen geprägt ist, wie etwa Anstellungen im Stundenlohn. Die wenigen männlichen Kassiere* machen zudem meist Karriere, während Kassierinnen* selten gefördert werden.

Bleibt die Frage: Soll ich nun Self-Checkout-Kassen nutzen oder nicht? Diese Frage ist insofern zum Teil hinfällig, als die Kund_innenströme durch die Anzahl und Art verfügbarer Kassen hochgradig gesteuert werden und somit oft kaum eine Wahl bleibt. Sicher ist, dass wir durch unser Konsumverhalten den Arbeitsplatz Detailhandel positiv beeinflussen können, insbesondere durch einen wertschätzenden Umgang mit dem Personal. Vor allem wäre jetzt jedoch der kritische Zeitpunkt, um sich gesamtgesellschaftlich die Frage zu stellen, wie wir uns künftig versorgen wollen und welche Art und Qualität von Arbeitsplätzen wir im Bereich der Versorgung schaffen wollen.

*Dr. Tina Büchler ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am IZFG in den Bereichen Lehre und Forschung.

**Sebastian Funke, M.A., ist Doktorand am IZFG im Rahmen des NFP 76 "Fürsorge und Zwang".

¹Self-Checkout: Die Kundschaft scannt die Artikel an der Kasse selber ein. Self-Scanning: Die Kundschaft scannt die Artikel bereits im Laden ein und quittiert den Einkauf am Schluss an der Self-Scanning-Station.

²Funke, Sebastian/Büchler, Tina/Mäder, Gwendolin Mäder/Amacker, Michèle: Die Auswirkungen von Self-Checkout und Self-Scanning auf die Arbeitsbedingungen, die Gesundheit und das berufliche Selbstverständnis des Verkaufspersonals im Detailhandel – empirische Befunde aus sozialwissenschaftlicher Perspektive, 2018, Studie des IZFG im Auftrag der Unia, verfügbar auf www.izfg.unibe.ch.

Geschlechtspassung vor Interesse und Status

Bericht zur Tagung "Gendersensible Berufsorientierung und Berufswahl: Beiträge aus der Forschung und Praxis" vom 26. Oktober 2018 an der PH FHNW in Solothurn.

I Gwendolin Mäder*

Die Berufs- und Ausbildungswahl verläuft bei Jugendlichen in der Schweiz stark geschlechterstereotyp: Junge Frauen und Männer wählen mehrheitlich eine Berufs- oder Studienrichtung, in der das eigene Geschlecht überwiegt. Diese horizontale Segregation ist seit Jahrzehnten sehr persistent und beeinflusst die weiteren Berufs- und Karrierewege, Lohnaussichten, Aufstiegsmöglichkeiten und Entwicklungsperspektiven. Am 26. Oktober 2018 fanden rund 85 Vertreter_innen aus Wissenschaft, (Berufs-)Bildungspraxis und Gleichstellung in Solothurn zusammen, um Erkenntnisse zur gender-sensiblen Berufsorientierung und Berufswahl aus unterschiedlichen Disziplinen und Arbeitsfeldern zusammenzutragen und miteinander zu diskutieren. Organisiert wurde die Tagung von der Pädagogischen Hochschule FHNW in Zusammenarbeit mit dem IZFG.

Geschlecht als ein Hauptfaktor für die Berufswahl

Anders als der Begriff vermuten lässt, handelt es sich bei der Berufswahl nicht um eine rationale Entscheidung, die zu einem bestimmten Zeitpunkt getroffen wird, sondern um einen langjährigen Prozess, der eng mit der Sozialisation verknüpft ist. Gestützt auf den psychologisch-entwicklungstheoretischen Ansatz von Linda Gottfredson zeigte Prof. em. Dr. Hannelore Faulstich-Wieland in ihrem Vortrag auf, wie von Kindheit an die Zone der akzeptablen Berufe in einem Passungsprozess stetig eingeschränkt wird. Dieser Prozess wird einerseits durch das Selbstkonzept der Jugendlichen beeinflusst, das heisst durch Faktoren wie Geschlecht, sozialer Status, Interesse, Werte und Bildung. Andererseits wird der Prozess durch Vorstellungen über Berufe bestimmt, welche Jugendliche durch Erfahrungen mit ihrer Umwelt erlangen. Diese Berufsvorstellungen sind schon sehr früh vergeschlechtlicht, so dass bereits Kinder im Vorschulalter zwischen typisch weiblichen und typisch männlichen Berufen unterscheiden. Im Passungsprozess gleichen die Jugendlichen ihr Selbstkonzept mit ihren Berufsvorstellungen ab und schliessen so nicht akzeptable Berufe aus.

Zum Zeitpunkt der Berufswahl werden die akzeptablen Berufe auf ihre Realisierbarkeit überprüft. Oft müssen die Jugendlichen dabei Kompromisse eingehen. Dabei zeigt sich, dass junge Frauen und Männer als Erstes Abstriche bei ihren persönlichen Interessen und dem Status der Berufe machen – erst zuletzt geben sie die Geschlechtspassung auf. Jugend-

liche wählen also eher einen Beruf, der zu ihrem Geschlecht passt, als dass sie persönlichem Interesse und gewünschtem Status nachgehen. Das Geschlecht ist folglich einer der Hauptfaktoren für die Erklärung der Berufswahl, folgerte Faulstich-Wieland im ersten Plenarvortrag der Tagung.

Gender-sensible Massnahmen auf individueller und institutioneller Ebene

Wie müsste denn nun gender-sensible Berufsorientierung und Berufswahl aussehen, um der Geschlechtersegregation entgegenzuwirken? Präsentiert wurde eine Vielzahl von Massnahmen. Prof. em. Dr. Hannelore Faulstich-Wieland stellte den Ansatz der Irritation vor: Durch neue Perspektiven sollen im Berufswahlunterricht bisherige Vorstellungen von Geschlecht und Beruf irritiert werden, um geschlechtstypische Berufsvorstellungen von Jugendlichen zu "entselbstverständlichen". Prof. Dr. Elena Makarova verwies auf das Potential von Serious Games im Schulunterricht. Anhand des elektronischen Lernspiels "like2be" führte sie aus, wie Jugendliche auf spielerische Weise ein reflektiertes Verhältnis zu den eigenen Berufswünschen entwickeln können. Prof. Dr. Brigitte Liebig zeigte die Bedeutung von institutionellen (Hochschul-)Angeboten auf, um Unternehmertum bei Frauen zu fördern. Sie wies auf die Wichtigkeit von sensibilisierten Gleichstellungs- bzw. Diversity-Stellen und Mentoring-Programmen hin. Prof. Dr. Regula Leemann erläuterte am Beispiel der Fachmittelschule (FMS), weshalb sich geschlechtstypische Berufswege aufgrund von institutionellen Bedingungen nur langsam ändern. Im Anschluss wurden in fünf Parallelveranstaltungen weitere Ansätze vorgestellt und diskutiert.

Eine simple Antwort auf die Frage, wie gender-sensible Berufsorientierung und Berufswahl aussehen und umgesetzt werden müssten, gab die Tagung nicht. Sie zeigte im Gegenteil auf, dass gender-sensible Berufsorientierung und Berufswahl an sich komplex sind. Erforderlich sind Massnahmen auf individueller wie auch auf institutioneller Ebene – gefordert sind alle und alle gemeinsam, in der Forschung und der Praxis.

*Gwendolin Mäder, M.A., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am IZFG im Bereich Gleichstellungspolitik und Karrierewege.

The "crème de la crème" of language and sexuality research

In autumn 2018, renowned scholars of language and sexuality gathered for the lecture series "Language and Sexuality" at the University of Bern. The exquisite and thought-provoking lecture series was organized by Prof. Crispin Thurlow in the name of the Center for the Study of Language and Society (CSLS) and financially supported by various other departments and centers such as the ICFG.

I Vanessa Näf*

Every week, around 100 people welcomed speakers with different backgrounds such as Discourse Studies, Sociolinguistics, (Linguistic) Anthropology or Cultural Studies. The expectations that the renowned names excite were not disappointed. The topics had a wide scope and the abundance of methods provided an excellent overview of different ways to do research in this field – from more 'linguistic' oriented approaches towards ethnographies or critical discourse analyses with more focus on the 'social' perspectives.

In the first lecture, Crispin Thurlow framed historical and theoretical backgrounds of the study of language and sexuality. The lecture by Don Kulick on language, disability and sex awakened the audience – perhaps rather surprisingly – by providing a thorough critique of contemporary queer theory and its focus on representation. Lal Zimman's input via Skype focused on Trans Linguistics and exemplified it as a dynamic, denaturalizing, politicizing and imaginative field that overlaps but also differs from Queer Linguistics. Veronika Koller successfully introduced corpus linguistic analysis in a nutshell and delivered brand-new insights into first findings in a case study she conducts with Frazer Heritage on online forums used by so-called 'incels'. Shifting the focus to the medium of film and the genre of Asian martial arts films, Mie Hiramato's Skype presentation looked at discursive construction of queer and non-normative masculinities. Unfortunately, Kira Hall had to cancel her lecture (she will now come to Bern on 2 April 2019). Instead, Crispin Thurlow introduced his multimodal research on sexting and/as digital discourse, discussing extracts from the collected data that unmask language ideologies, media ideologies and semiotic ideologies that go hand in hand with media representations of (teenager's) sexting.

With the declaration of "imagining (a) queer historical linguistics", William Leap drew on queer theory and employed the use of multiple sources. He uses this "scavenger methodology" (Halberstam) to analyze language before Stonewall. An ethnography combined with an analysis of literary and cultural artifacts was provided in Denis Provencher's talk via Skype on how queer Maghrebi French men engage with the notion of temporality. Erez Levon offered a brilliant summary of different variationist approaches to the study of language and identity. At the core of



Brian King's lecture was the appeal to include material corporality in language studies. He described this embodied approach with reference to his research on language use by intersex people. Tommaso M. Milani introduced a focus on space and discussed a series of dialogues from a documentary with male queer Palestinians living in Israel. The last speaker of the series, Lucy Jones, held an excellent presentation that connected recurrent topics, frameworks and methods. Her analysis of the construction of 'normativity' by members of an LGBT youth group in Northern England strengthened the importance of local contexts and, in her example, class. Some of the employed racist and homonormative identity constructions could be explained by considering local specificities. Jones demonstrated again the advantages of intersectional research.

It is great that many established names were speakers in this lecture series, however, it would have been also interesting to have a few more/some voices of junior scholars. To conclude, this lecture series created a unique space that allowed students and academics to think critically, expand perspectives and experience cutting-edge research from different scholars inside and outside of the University of Bern. The lectures highlighted the political dimensions of language research itself, as well as the particular role of power when it comes to discourses about sexuality. The lecture series reflected the importance of the topic and acknowledged queer voices within and outside of academia – it is highly desirable that this happens not only within Gender Studies, but also, as we have witnessed here, in other disciplines and interdisciplinarily.

*Vanessa Näf, B.A., ist Hilfsassistentin am IZFG. Sie studiert im Master Soziolinguistik und Gender Studies an der Universität Bern.

Geschlechterforschung im deutschsprachigen Raum

Die 16. Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) fand vom 26. bis 27. September 2018 in Wien statt.

I Andrea Ellmeier*

Die KEG-Tagung fand zum zweiten Mal in Österreich, aber zum ersten Mal an einer Kunstuniversität statt – an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien. Deshalb war es auch eine Premiere, dass die KEG mit Kunst – mit dem Musikstück "Alles Walzer" (2013) von Viola Falb – eröffnet wurde. Die KEG war 2003 als ein offener Zusammenschluss von Zentren, Lehrprogrammen und Koordinationsstellen an Universitäten, Hochschulen und ausseruniversitären Einrichtungen der Frauen- und Geschlechterforschung in Deutschland, Österreich und der Schweiz ins Leben gerufen worden. In der KEG sind an die 100 Einrichtungen vernetzt, viele davon engagieren sich in den bei der jährlichen Arbeitstagung angebotenen Arbeitsgruppen. Die KEG ist ein Ort, an dem sich Kolleg_innen austauschen und gemeinsam darüber nachdenken, wie sie die Geschlechterforschung weitertreiben können – eine derzeit angesichts des massiven Rechtsrucks in den deutschsprachigen Ländern grosse Herausforderung! Die Arbeitsgruppenthemen der KEG spannen inhaltlich einen weiten Bogen: Schwerpunkte liegen auf verschiedenen Aspekten und Zugängen der Geschlechterforschung und der Gleichstellungspolitik sowohl an Universitäten, Kunsthochschulen und -universitäten, technischen wie auch an medizinischen Universitäten. Die Arbeitsgruppe (AG) 1 widmete sich einem leider im Jahr 2018 für alle Zentren wichtigen Thema: "Antifeminismus als gesellschaftsspaltendes Krisenphänomen". Die AG 2 "Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung" stellte die neuesten Online-Informationssysteme zu Gleichstellungsmassnahmen in Forschung und Lehre in Österreich und der Schweiz vor. In der AG 3 "Entwicklungen der Gender Studies Studiengänge: Disziplinäres Wissen im Spiegel von Lehrbüchern der Gender Studies" wurden die Inhalte von ausgewählten Gender Studies Lehrbüchern analysiert. Die AG 4 "Strukturelle Verankerung und Nachhaltigkeit von Gender und Diversity in der Lehre" zeigte, dass in den letzten Jahren das Thema der Qualität von Lehre stärker in den hochschulpolitischen Fokus gerückt wurde, dabei aber Gender und Diversität vielfach noch zu wenig in Erwägung gezogen werden. "Mentoringprojekte in der Informatik" wurden in der AG 5 diskutiert. Das Thema "sexuelle Belästigung" gehört zu den ständigen Problembereichen von Kunsthochschulen und -universitäten, wird jedoch vielfach nicht angesprochen. Deshalb fragte die AG 6 nach

"Initiativen zur Ausgestaltung von Arbeitsgruppen sind jederzeit herzlich willkommen!"

#metoo an den Kunstuniversitäten und stellte den Themenkomplex "Macht / Missbrauch – Widerstand, Strategien" zur Diskussion. Die AG 7 "Wie performativ werden? Gender Studies (Zentren) und antidiskriminatorische Praxen" wiederum bot einen offenen Raum für die Beschäftigung mit diesem Thema. Die AG 8 "Gender und Diversity als Querschnittsthematik in der (bio)medizin-/naturwissenschaftlichen Lehre: strukturelle Verankerung und Wissenstransfer" beschäftigte sich mit der Frage der Nutzbarmachung gender-theoretischer Reflexionszugänge für Lehrende und Forschende in biomedizinischen Kontexten. Welche Zertifikats-Formate es gibt und wie sich ihr Aufbau, ihre Struktur und Lehre in den jeweiligen Programmen der Universitäten gestalten, waren die Fragen, die in der AG 9 "Gender- und Diversity-Zertifikate" gestellt wurden. Bibliotheken und Archive sind Partnerinnen von Studium, Lehre und Forschung. Die AG 10 "Von der Forschung in die Bibliothek und von der Bibliothek in Studium und Lehre" thematisierte, wie deren Zusammenarbeit sichtbar und effektiver gestaltet werden kann. Wie bereits in den vorhergehenden KEG-Arbeitstreffen verstand sich die AG 11 "Vernetzung Nachwuchs/Perspektiven in den Gender Studies in D/A/CH" als Forum des Austausches des wissenschaftlichen Nachwuchses

zu aktuellen Fragen und Entwicklungen der Gender Studies. Die AG 11 war zugleich die Preconference für die an die KEG anschliessende 6. Jahrestagung der Österreichischen Gesellschaft für Geschlechterforschung (ÖGGF) "Wissenskulturen und Diversität".

Die nächste Arbeitstagung der KEG wird am 3. und 4. Juli 2019 im Vorfeld der Jahrestagung der (deutschen) Fachgesellschaft Geschlechterstudien (FG Gender) an der FernUniversität in Hagen stattfinden. Initiativen zur Ausgestaltung von AGs sind jederzeit herzlich willkommen (www.genderkonferenz.eu). Das Programm der KEG-Arbeitstagungen entsteht in regelmässigen Skype-Konferenzen des KEG-Sprecher_innenteams bestehend aus Michèle Amacker (CH), Andrea Ellmeier (A), Ilona Pache (D), Dirk Schulze (D) und Birgitta Wrede (D).

*Dr.in Andrea Ellmeier ist KEG-Sprecherin für Österreich. Sie ist Historikerin und Leiterin der Stabstelle Gleichstellung, Gender Studies und Diversität der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien.

Die Gewinnerin des Barbara-Lischetti-Preises 2018

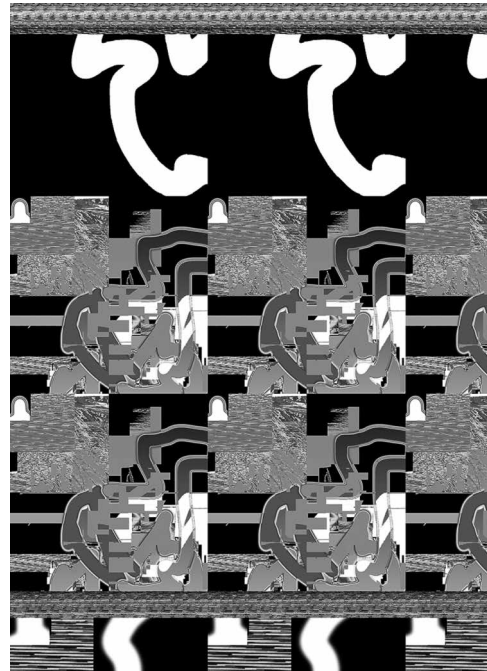
Der Preis für exzellente Geschlechterforschung an der Universität Bern wurde 2018 zum dritten Mal als Barbara-Lischetti-Preis ausgeschrieben. Die Preisjury, bestehend aus Mitgliedern des wissenschaftlichen Beirats des IZFG, hat den Preis einstimmig an Veronika Siegl vergeben. Die Preisträgerin wurde am Dies academicus 2018 ausgezeichnet.

I Monika Hofmann*

Der Barbara-Lischetti-Preis bezweckt die Förderung der Geschlechterforschung an der Universität Bern und ist benannt nach deren Wegbereiterin, der ehemaligen Leiterin der Abteilung für die Gleichstellung von Frauen und Männern der Universität Bern, Barbara Lischetti (1954-2003). Mit dem Förderpreis werden Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler der Universität Bern für eine hervorragende Dissertation ausgezeichnet, in der ein Thema der Geschlechterforschung behandelt oder ein entsprechender Ansatz verwendet wird.

Dr. des. Veronika Siegl hat ihre Dissertation in Sozialanthropologie an der Universität Bern abgeschlossen und arbeitet aktuell als Assistentin am Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern. Für ihre exzellente sozialanthropologische Doktorarbeit "Fragile Truths. The Ethical Labour of Doing Trans-/National Surrogacy in Russia and Ukraine" wurde sie am Dies academicus 2018 mit dem Barbara-Lischetti-Preis ausgezeichnet. In der ungemein material- und kenntnisreichen Studie zu einem hoch aktuellen und gesellschaftlich umstrittenen Thema gelingt es Siegl, die Praxis und das Geschäft mit der Leihmutterchaft höchst differenziert darzustellen. Die ethischen Ambivalenzen, Widersprüche und Dilemmas, die sich dabei ergeben, werden nicht eingeebnet, sondern im Gegenteil sichtbar, verständlich und nachvollziehbar gemacht. Gerade weil sie simple Antworten vermeidet und individuelle Geschichten mit einer kritischen, wissenschaftlich fundierten und transnational ausgerichteten Analyse verbindet, eröffnet die Dissertation dringend benötigte neue Perspektiven auf ein gesellschaftlich hoch relevantes Thema.

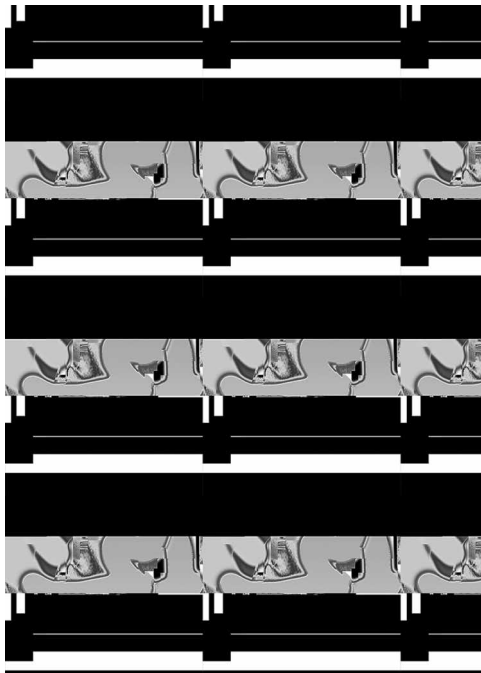
Der Wissenschaftliche Beirat des IZFG gratuliert Veronika Siegl ganz herzlich und wünscht ihr alles Gute für die weitere akademische Laufbahn.



*Monika Hofmann, M.A., koordiniert den Barbara-Lischetti-Preis und arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am IZFG.

Violent Times, Rising Protests. Strukturen, Erfahrungen und Gefühle

Die Fachtagung der Schweizerischen Gesellschaft für Geschlechterforschung (SGGF) findet vom 12. bis 13. September 2019 an der Universität Bern statt. Unter anderem mit einer Keynote von Dr. Noémi Michel (Université de Genève).



Die Schweizerische Gesellschaft für Geschlechterforschung (SGGF) veranstaltet vom 12. bis 13. September die Fachtagung "Violent Times, Rising Protests". Lokale und internationale Geschlechterforscher*innen, Aktivist*innen und Nachwuchswissenschaftler*innen aus verschiedenen Disziplinen berichten an diesen zwei Tagen von ihrer Theorie und Praxis.

Den Fokus legt die Gesellschaft 2019 auf das Thema "Geschlecht und Gewalt(en)". Und zwar aus aktuellem Anlass: Gewalt hatte in der Moderne immer einen festen Platz, allerdings wird die Welt in letzter Zeit von einer wachsenden Anzahl von Menschen als besonders gewaltvoll erfahren und wahrgenommen: Kriege, Hassreden im Internet, öffentlich auftretende "Wutbürger*innen" und offener Sexismus, Rassismus und Homophobie sind nur einige Beispiele. Die "Zeit der Gewalt" hat jedoch auch neue Öffentlichkeiten politisiert und mobilisiert. Es ergeben sich kreative Formen des Protests, ungewöhnliche Koalitionen und Formen des Zusammenlebens. Vom Arabischen Frühling über Occupy zu Black Lives Matter, #MeToo und einer zunehmenden Sichtbarkeit von Trans*Bewegungen – die Pluralität kollektiver Praktiken und Aufrufe für ein anderes, besseres Leben ist auf komplexe Weise mit der erfahrenen und gefühlten Gewalt verbunden. Die Tagung soll dazu dienen, diese Entwicklungen aus einer transdisziplinären Geschlechterperspektive zu analysieren. Einerseits soll ein besseres Verständnis von struktureller Gewalt in ihren vielfältigen physischen, symbolischen, ökonomischen, affektiven und epistemischen Dimensionen gewonnen werden. Andererseits geht es darum, Strategien und Taktiken des Widerstands zu erkunden und Visionen eines lebendigen Lebens in Solidarität aufzuzeigen.

Mit Noémi Michel von der Universität Genf konnte eine versierte Gender-Forscherin aus der Politologie für die öffentliche Keynote gewonnen werden.

Die Fachtagungen der Schweizerischen Gesellschaft für Geschlechterforschung stehen allen Interessierten offen. Weitere Informationen zur Tagung gibt es auf der Website der SGGF: www.genregeschlecht.ch.

Ich studiere Gender Studies!

Jago Wyssling studiert an der Universität Bern im Master Major Sozialanthropologie mit Minor Gender Studies.



Ich habe mich aus einem Willen zum Zweifel zu den Gender Studies hingezogen gefühlt. Die mir zugeschriebene Identität ("Mann", "heterosexuell" und "weiss") ist mit Privilegien verbunden. Je länger ich mich mit dieser Subjektposition auseinandersetze, desto verunsicherter werde ich – eine Unsicherheit, die ich kultivieren möchte. Ich will mich nicht aus einer vermeintlichen Distanz mit feministischen Anliegen solidarisieren; nicht auf Betroffenheit ausruhen, sondern mich selbst als Subjekt einer historischen Gewalttätigkeit verstehen lernen. Die Gewalt, welche durch Geschlechteridentitäten produziert wird und unter welcher die Mehrheit der Menschheit leidet, ist der Dünger für meine eigene Normalität. Es geht mir darum, die Gewalt auch als die meine anzuerkennen, ohne sie dabei zu akzeptieren und – vor allem! – ohne sie zu rechtfertigen.

Ich finde mich nicht selten in Situationen wieder, in denen mich ein Reflex überkommt, der sich am besten als Immunreaktion beschreiben lässt: Mit meiner gewalttätigen Normalität konfrontiert, ruft mir eine leise Stimme Argumente ins Bewusstsein, die immer auf die gleiche Antwort zu kommen scheinen: "Das bin ja nicht ICH." Das "Ich" scheint sich vor der Anerkennung seiner Abhängigkeit – insbesondere die von Gewalt – schützen zu wollen. Es scheint mir, dass ich die Gewalt weiter reproduziere, solange ich mich selbst als "normal" verstehe. Wenn also meine Identität auf Gewalt und Leid fusst und ich den Kreislauf dieser gegenseitigen Bedingung unterbrechen möchte, muss die Kohärenz und Bequemlichkeit meines Selbstverständnisses zerstört werden.

Diese verstörende Normalität kann ich nicht an mir verstehen, da sie sich mir dort, wo ich ihr entspreche, nicht in den Weg stellt. Wie die Konstruktion meiner Identität bedarf auch deren Dekonstruktion der 'anderen' Perspektiven. Ohne diese scheint es mir unmöglich, die Bedingungen meines "Ichs" zu verstehen und damit die Normalität zu hinterfragen. Gender scheint mir als Forschungsgegenstand insofern besonders geeignet, als dass die Problematisierung von Gender kaum unpersönlich betrachtet werden kann: Wenn ich in den Spiegel schaue, schaut mein Blick nach Gender; wenn ich liebe, liebe ich durch Gender; Gender hat meinen Körper geformt und strukturiert die kleinsten Bewegungen. Mich darin zu üben, Gender zu sehen, ermöglicht mir, Normalitäten anders zu begegnen: die Gegenstände werden persönlicher und meine Person gegenständlicher.

Ich erhoffe mir vom Studium der Gender Studies, die Anfänge eines gesunden Selbstmisstrauens zu entwickeln – nicht als Cis-Mann (dies ist kein Anbiederungsversuch!), sondern als Mensch.

Effects of large-scale outgrower contract farming on gender relations in Africa: a case-study of sugarcane production in Malawi

A dissertation project in the Graduate School Gender Studies.

I Timothy Adams*

In Malawi, local farmers (men and women) are incorporated into commercial sugarcane farming through outgrower contract farming. Contract farming is often viewed as a positive alternative to land grabbing and arguably a more sensitive approach to large-scale commercial farming with positive effects on gender relations. However, the nature of gender relations is complex. The complexity arises not least from the fact that gender relations embody both the material and the ideological, but that they are revealed in the division of labor and resources, and in ideas and representations of women and men (e.g. different abilities, attitudes, personality traits, behavior patterns etc.). Therefore, the Malawian case presents important insights for understanding gender relations and women's empowerment.

Women's direct participation in the outgrower contract farming enhances their bargaining power and increases their authority over household financial resource distribution. This has led to an enabling environment for participating women to question local gendered ideologies on their roles within the households (e.g. the man as breadwinner and financial controller) and opened the possibility for them to renegotiate their gendered roles within the community. However, depriving the men of such masculine resources (e.g. control over cash) alone was not enough to change their roles: alternative models were needed. Different NGOs actively contributed to fill this gap through the sensitization of community members. These alternative discourses contributed to increase the recognition for the contribution of women in domestic and productive work. Through sensitization on gender equality, NGOs helped in curbing detrimental contextually available practices, that men usually draw upon as masculine resources, to exert pressure on women who refuse to comply (e.g. fighting, bullying, engaging in sexuality, use of force, threatening to divorce etc.). Nevertheless, sensitization alone would not have resulted in the observed changes in social perception without the women themselves acting to become independent cane farmers. The actual change arrived with

women in non-outgrower households becoming cane farmers and increasing their economic leverage. These women achieved the ability to compel their husbands to comply and respect their position of being the ones in charge of the cash resources (i.e. power). The real empowerment, however, only came when they gained authority from the community through the community's acknowledgement (i.e. the larger institutional setting) that they became worthy of the autonomy they attained from their increased economic independence.

The lesson from this is that empowering women by making them cane farmers is not enough to change women's position within their communities. Unless

community members accompany such empowerment with the recognition and acknowledgement of the women's contribution, which is only attainable through education, their position will remain the same. This suggests that combining active women participation in outgrower contract farming with authority enhancing programs (e.g. through community education) creating the possibilities for women to take inde-

pendent action may be a good way to create more equal gender relations between men and women. However, this will only work if women have secured access to resources (e.g. land) and/or are able to participate in projects that specifically target women and recognize their vulnerability. Hence, strategically targeting women through inclusive models in outgrower contract farming enables/helps women to influence detrimental local gendered ideologies and shape existing gender relations for the better.

"Empowering women by making them cane farmers is not enough to change women's position within their communities."

*Timothy Adams is a PhD student at the Institute of Geography at the University of Bern. His PhD project is part of a larger comparative study on the effects of large-scale land acquisition on institutional change and gender relations in Africa. The project involves numerous case studies on solar energy production (Morocco), rice production (Ghana), timber production (Tanzania) and sugarcane (Malawi).

From Seeking Shelter to Visions of Justice: Relating the Private to the Public

Dr. Darcy Alexandra is a researcher and lecturer at the Institute for Social Anthropology at the University of Bern. She combines her wide-ranging expertise on filmmaking, storytelling, poetry, photography, writing, and activism to an engaged scholarship, which is highly valued by her students.

I Pascal Kohler*

Darcy Alexandra focuses her research on the lived experiences of asylum seekers, the politics of storytelling, and co-creative documentary making. Her interest is rooted in her own life, she explains. She grew up in the San Francisco Bay Area in a conservative home, where her father's word was the law. "I can look back at my father now and think that he was really exemplary of toxic masculinity." As a survivor of domestic violence, Alexandra chose an unusual route to safety. She became an exchange student in a small town in Argentina, an experience that would become momentous. "For the first time, I experienced a father who was gentle, and kind, and who had different ideas about masculinity. For me, seeking shelter and finding it, saved my life."

This experience of finding shelter led her to work with Central American refugees fleeing war. Consequently, she became increasingly interested in questions of social justice and intersectionality and began Latin American Studies. Thinkers such as Audre Lorde and Claribel Alegria were an important inspiration in that period, one that has not ceased to nourish her: "Poetry helps me solve my deeper questions. At two in the morning when I can't sleep, I don't read Foucault but I do read Adrienne Rich."

After working in the field of human rights and education for ten years, Alexandra received her MA in anthropology of education for which she studied bilingual literacy acquisition using visual methods. She felt dissatisfied by the untapped potential of audiovisual storytelling in science: "You would just go in the room, put the camera anywhere and turn it on. And this raised a lot of questions. How should shots be framed and what are we looking for? When do we turn the camera on and what are the ethics of this?" She continued her studies at the Story Center in Berkeley and the Center for Documentary Studies at Duke University. She then completed her PhD thesis "Visualizing Migrant Voices: Co-Creative Documentary and the Politics of Listening" at the Center for Socially Engaged Practice Based Research in Dublin. Under her mentorship, asylum seekers, refugees, and undocumented migrants co-produced fourteen documentary essays, using photographs, videos, drawings, audio files, among other sources, of which many are on her website. Alexandra states that "all elements of the storytelling process facilitate a type of engagement that is unparalleled. I don't have the same experience using other methods." Although



she is clear, that it's not the right approach for every context, she is convinced by its power to build long-term relationships across communities. One gets the chance to learn from one's participants in ways that are unlikely in other contexts, she adds.

Currently, Alexandra is working on questions of how to think and theorize about climate change without an anthropocentric focus. In this challenging project, Haraway, Tsing, de la Cadena, and Kohn are useful inspirations to her. Drawing on their contributions, she is planning to do research on the US Mexican borderlands, a heavily objectified region about which only few stories are told with complexity, as she argues. Despite the importance to talk about white supremacist vigilantes and the increasing militarization of the border, she holds that this is only one part of the bigger picture. Tucson, the UNESCO City of Gastronomy, for instance, is one of the oldest consecutively farmed regions of North America. Its inhabitants have come up with creative practices of collective food production and distribution networks that work as financial support in times of urgency.

Alexandra emphasizes our interdependence in academia as knowledge is produced relationally. In her view, much can be gained if we stop working only on our own and begin to discuss and address questions interdisciplinarily. She questions the idea "that someone is thinking in a vacuum and has brilliant ideas coming into his head." She suggests developing more sustainable and healthy practices of community and learning.

*Pascal Kohler ist Hilfsassistent am IZFG. Er studiert Sozialanthropologie und Soziologie an der Universität Bern.

Kurs- und Coaching-Angebote der Abteilung für die Gleichstellung von Frauen und Männern (AfG)

Kurse Frühlingssemester 2019

Wen-Do – Selbstbehauptung
und -verteidigung

**Kurs für Studentinnen und weibliche
Universitätsangestellte**

Anmeldeschluss: 15. Februar 2019

Durchführung: 8. März 2019

Geschlechtergerechtes Formulieren:
gewusst wie

Workshop für Universitätsangehörige

Anmeldeschluss: 13. März 2019

Durchführung: 3. April 2019

Done Being Nice! Increase your
Assertiveness in Institutional Power Games

Workshop for advanced female scientists

Anmeldeschluss: 30. April 2019

Durchführung: 28. Mai 2019 / 18. Juni 2019

The Messenger is the Message

**Presentation training for female doctoral
candidates and postdocs**

Anmeldeschluss: 12. August 2019

Durchführung: 18./19. September 2019

Anmeldung und Information unter:
www.gleichstellung.unibe.ch / Kurse

COMET – Coaching, Mentoring und Training

**Das Karriereprogramm für Postdoktorandinnen
und Habilitandinnen der Universität Bern startet
im Frühling 2019 in die 3. Durchführungsrunde**

Bewerbungsfrist: 15. März 2019

Programminhalte, Termine, Teilnahmebedingungen
und Informationen zur Bewerbung finden Sie auf
www.comet.unibe.ch

Coaching-Angebote (laufend):

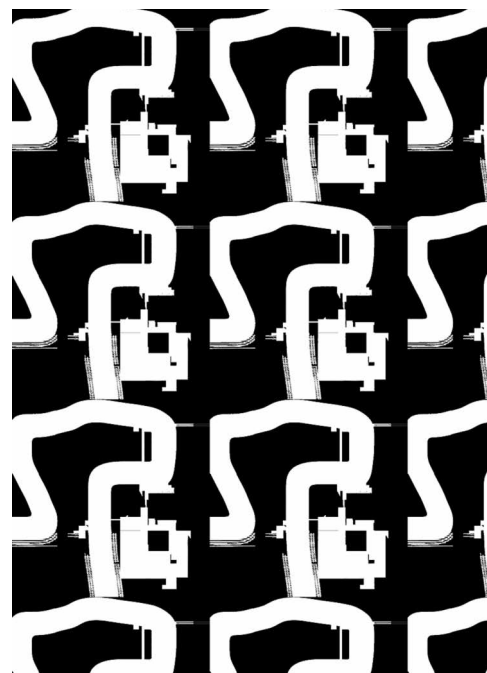
Vereinbarkeits-Coaching für Mitarbeitende
und Studierende

**Coaching für Mitarbeitende und Studierende der
Universität Bern und ihre PartnerInnen zur
Vereinbarkeit von Beruf und Familie/Privatleben**

Fachliches Coaching für Nachwuchswissen-
schaftlerinnen ab Stufe Postdoc

**Einzelcoachings zu wissenschaftlicher Standort-
bestimmung und Laufbahnplanung**

Anmeldung und Information unter:
www.gleichstellung.unibe.ch / Kurse



RÄTSEL

Nonogramm

Die Regeln

Die Zahlen vor den Zeilen und über den Spalten definieren die auszufüllenden Blöcke von Kästchen:

- Jeder Zahlenwert entspricht genau der Länge eines Blockes.
- Bei mehreren Zahlen entspricht ihre Abfolge der Reihenfolge der Blöcke.
- Zwischen zwei Blöcken muss sich mindestens ein leeres Feld befinden.

Tipp: Beginnen Sie mit den grossen Blöcken.

Auflösung auf Seite 29.

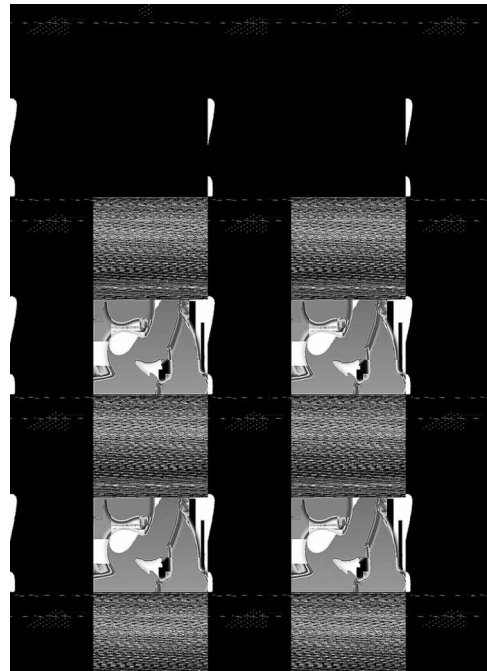
		1		1	5	6	4	4			1	1		1	1					
		4	5	4	2	1	2	1	6	7	5	4	6	5	5	11				
	4	2	4	4	2	2	2	3	2	4	2	4	3	4	3	1	11	10	10	8
5																				
1 1 2 2 2																				
7 1 1 1																				
8 2 2 1																				
16																				
1 1 14																				
1 13																				
12																				
2 6																				
3 1 5																				
3 1 7																				
3 1 9																				
3 1 11																				
12 4																				
8 4																				

Real fake politics: Die Geusche Kolumne 2.0

Ach so, Digitalisierung, nun also auch im *genderstudies* #34. Es herrscht ja so etwas wie Digitalisitis: Es wird grad überall über die Chancen und die Gefahren der Digitalisierung debattiert. Und natürlich gibt es in diesen Diskussionen die eher euphorischen und die eher kritischen Stimmen. Aber seien wir ehrlich: Gibt es an der Digitalisierung irgendeinen Aspekt, der NICHT ambivalent ist? Ein paar Beispiele: Digitalisierung führt zu flexibleren und selbst bestimmteren Arbeitsbedingungen – das kann bei Fragen der Vereinbarkeit von Beruf und Familie genutzt werden, doch muss man nun Strategien finden, sich der permanenten Verfügbarkeit zu entziehen. Unsere diversen elektronischen Geräte vereinfachen und verkomplizieren unser Leben, sie unterstützen Vernetzung und Vereinzelung. Und im Cyberspace ist es sowohl leichter, Gleichgesinnte zu finden als auch anonym gehasst, gemobbt und verunglimpft zu werden als im analogen Leben. Meine Antwort ist darum: nein!

Die spannende Frage ist deshalb nicht, ob die Digitalisierung eine Chance oder eine Gefahr (oder in der zugespitzten Version: die Lösung auf alle Fragen oder das Ende der Menschheit) ist. Es geht eher um die Frage: Wie gestalten wir sie aus? Und damit stehen wir vor politischen Entscheidungen, bei denen es um altbekannte Konfliktlinien geht: Wer hat Zugang, wer profitiert – und wer nicht? Sollen eher die Vordersten gepuscht oder eher die Differenzen verkleinert werden? Und wer hat die Macht, diese Entscheidungen zu beeinflussen und sie zu fällen? Wessen Standpunkte werden dabei gehört und wessen Bedürfnisse berücksichtigt – und wer hat das Nachsehen?

Das sind letztlich gänzlich 'analoge' Konfliktlinien. Es sind die Fragen, die sich bei allen politischen Themen stellen: Fragen der Macht, des Zugangs und der Privilegien. Und solange diese Verhältnisse nicht verändert werden, müssen wir davon ausgehen, dass die bereits Privilegierten auch von der Digitalisierung eher und einfacher profitieren werden. Die Digitalisierung krepelt die Machtverhältnisse nicht um, sie



ist einfach eine weitere Spielwiese dieser Auseinandersetzungen und Kämpfe (auch wenn – wie immer – dabei ein paar Brosamen auf den Boden fallen, die sich durchaus auch subversiv nutzen lassen).

Insofern ist die Digitalisierung aus meiner Sicht weder eine technische noch eine ökonomische Sache – sondern primär eine politische. Eine, die ausgehandelt, gestaltet und erkämpft werden muss. Gerade aus der Sicht von Frauen, People of Color und anderen verletzlichen Gruppen. Deshalb: Vernetzen wir uns, bringen wir uns ein und kommen wir aus unseren Filterblasen!

(Und wer anderer Meinung ist, kann mich digital kontaktieren und mitdiskutieren, das ist schliesslich eine Kolumne 2.0: andigeu@gmx.net)

*Andi Geu, lic. phil., hat in Bern Philosophie, Soziologie und Religionswissenschaften studiert. Er arbeitet als Geschäftsleiter für das National Coalition Building Institute NCBI.

"Pränatale Zeiten" – eine Studie mit Vorbildcharakter

Caroline Arni: "Pränatale Zeiten. Das Ungeborene und die Humanwissenschaften (1800-1950)"

2018, Schwabe Verlag Berlin

I Nina Kunz*

Caroline Arnis Buch beginnt mit einer eindrücklichen Anekdote. Im Jahr 1871 wurde in Paris ein Mädchen gezeugt, das später geplagt war von "düsterem Gemüt, Bettnässerei und Schwindelanfällen". Da aus der Familie des Kindes keine Vorgeschichte für solche Pathologien bekannt war, schloss der Psychiater Charles Féré, dass es sich beim Mädchen um ein sogenanntes *enfant du siège* – ein Kind der Belagerung – handeln müsse. So bezeichnete man im Volksmund diejenigen Kinder, die während der Pariser Kommune gezeugt worden waren.

Die Mutter habe während der Revolte einen *choc moral* – eine Gemüterschütterung – erlitten, welche den Fötus in der Entwicklung geschädigt habe.

Diese Episode nimmt Arni als Ausgangspunkt für ihre Monographie, da hier ein historisch spezifisches Moment zutage tritt, welches aufzeigt, dass im 19. Jahrhundert der Fötus und das fötale Leben (neu) konzipiert wurden. Denn: Die *enfants du siège* legen nahe, dass das Ungeborene nicht mehr nur im Mutterleib heranwächst (und bei der Geburt eine *animatio* erfährt), sondern dass ein Verständnis des "Pränatalen" entsteht, in dem das Ungeborene einen Prozess der kontinuierlichen Entwicklung durchläuft. Der Begriff "pränatal" signalisiert hierbei, dass die Humanwissenschaften das Ungeborene "als ein 'Vor der Geburt' begriffen, welches (...) Bedingungen für ein 'Nach der Geburt' schafft". Angesichts dieser Beobachtung fragt Arni: "Wie lässt sich das, was französische Psychiater im späten 19. Jahrhundert psychischen Einfluss nannten (...) als etwas historisch Spezifisches greifen?" Und allgemein: "Was war das Ungeborene in den Wissenschaften des 19. Jahrhunderts?"

Arni liegt es fern, eine Geschichte der 'Erfindung' des Vorgeburtlichen zu schreiben. Vielmehr unternimmt sie (bewundernswert reflektierte und fundierte!) Anstrengungen, um die historischen Kontinuitäten und Brüche ins Blickfeld zu rücken. Dafür kontextualisiert sie einerseits die *science de l'homme* als Teil einer grösseren Entwicklung, die es überhaupt erst möglich machte, den Menschen als Forschungsgegenstand zu sehen: das Abkommen von der Idee eines irdischen Körpers und einer unsterblichen Seele. Andererseits führt Arni das Konzept des epistemischen Raums ein. Dabei handelt es sich "nicht um eine Theorie, ein Objekt, einen Diskurs oder eine Disziplin, sondern um die Ermöglichung

von Aussagen (...) es geht um ein Wissen, das in den Fragen, die es stellt, verfertigt, wonach es fragt." Arni greift das "Pränatale" also als einen Raum, der erst durch die Beschreibung von Wissenschaftlern (ja, nur Männer) zu dem wird, was er ist und scheinbar immer war.

In elf Kapiteln untersucht Arni anhand einer Vielzahl von eindrücklichen Quellen, die oft auch ein Lektüregenuss sind, wie die Humanwissenschaft-

ten diesen epistemischen Raum ausgestalteten. Dabei wird etwa auf die Wissensproduktion zur Plazenta, der (geteilten oder eben nicht geteilten) Blutkreisläufe der Mutter und des Fötus oder auf die Frage nach dem Empfindungspotential des Ungeborenen eingegangen. Überzeugend argumentiert Arni, dass die Vorstellung eines "Pränatalen" folgenden, interessanten Widerspruch mit sich brachte: Der Fötus befand sich neu in einem Entwicklungsprozess, der quasi geburtsübergreifend wirkte und die Geburt somit ihren Stellenwert als "Schwelle" verlor; gleichzeitig blieb diese Schwelle aber bestehen, da die Forschung die Beziehung zwischen Mutter und Fötus als relational begriff und diese "chemische Korrespondenz" erst mit der Geburt endete.

Caroline Arni ist mit "Pränatale Zeiten" eine Studie mit Vorbildcharakter gelungen. Sie schafft es nicht nur, ihre Thesen akribisch zu belegen und wissenschaftlich eindrücklich zu zeigen, wie die Ontologie und der "Wille zum Wissen" verschränkt sind – sie wirft gleichzeitig auch grosse Fragen auf – etwa in Bezug auf den Subjekt-Status des Ungeborenen. Der Nebeneffekt davon: Wer bei Arni nachliest, wie die Wissenschaftler im 19. Jahrhundert die "organische Individualität des Ungeborenen" ausschalten, wird die aktuellen Abtreibungsdebatten nicht nur besser verstehen, sondern auch die Argumente bereit haben, um zu kontern, warum die Vorstellung eines "Fötus-Lebens" keineswegs selbstverständlich ist.

Caroline Arni ist mit "Pränatale Zeiten" eine Studie mit Vorbildcharakter gelungen. Sie schafft es nicht nur, ihre Thesen akribisch zu belegen und wissenschaftlich eindrücklich zu zeigen, wie die Ontologie und der "Wille zum Wissen" verschränkt sind – sie wirft gleichzeitig auch grosse Fragen auf – etwa in Bezug auf den Subjekt-Status des Ungeborenen. Der Nebeneffekt davon: Wer bei Arni nachliest, wie die Wissenschaftler im 19. Jahrhundert die "organische Individualität des Ungeborenen" ausschalten, wird die aktuellen Abtreibungsdebatten nicht nur besser verstehen, sondern auch die Argumente bereit haben, um zu kontern, warum die Vorstellung eines "Fötus-Lebens" keineswegs selbstverständlich ist.

*Nina Kunz, M.A., ist Doktorandin am IZFG und arbeitet im Rahmen einer Doc.CH-Förderung am Projekt "Die (Neu-)Entdeckung der weiblichen Geschlechtsorgane. Eine Wissensgeschichte der Frauengesundheitsbewegung 1968-1998".

Programmed Inequality

How Britain Discarded Women Technologists and Lost Its Edge in Computing

Marie Hicks

2017, MIT Press

In 1944, Britain led the world in electronic computing. By 1974, the British computer industry was all but extinct. What happened in the intervening thirty years holds lessons for all postindustrial superpowers. As Britain struggled to use technology to retain its global power, the nation's inability to manage its technical labor force hobbled its transition into the information age.

In "Programmed Inequality", Marie Hicks explores the story of labor feminization and gendered technocracy that undercut British efforts to computerize. That failure sprang from the government's systematic neglect of its largest trained technical workforce simply because they were women. Women were a hidden engine of growth in high technology from World War II to the 1960s. As computing experienced a gender flip, becoming male-identified in the 1960s and 1970s, labor problems grew into structural ones and gender discrimination caused the nation's largest computer user – the civil service and sprawling public sector – to make decisions that were disastrous for the British computer industry and the nation as a whole.

New Digital Worlds

Postcolonial Digital Humanities in Theory, Praxis, and Pedagogy

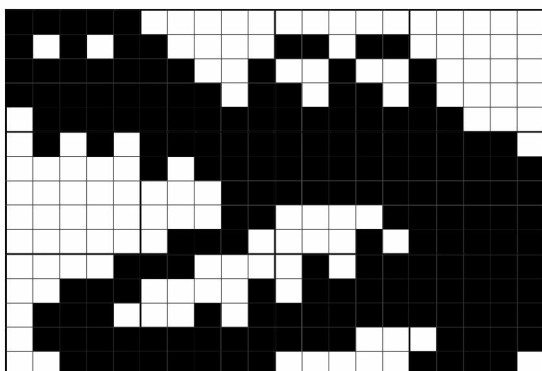
Roopika Risam

2018, Northwestern University Press

The emergence of digital humanities has been heralded for its commitment to openness, access, and the democratizing of knowledge, but it raises a number of questions about omissions with respect to race, gender, sexuality, disability, and nation. Postcolonial digital humanities is one approach to uncovering and remedying inequalities in digital knowledge production, which is implicated in an information-age politics of knowledge.

"New Digital Worlds" traces the formation of postcolonial studies and digital humanities as fields, identifying how they can intervene in knowledge production in the digital age. Roopika Risam examines the role of colonial violence in the development of digital archives and the possibilities of postcolonial digital archives for resisting this violence. Offering a reading of the colonialist dimensions of global organizations for digital humanities research, she explores efforts to decenter these institutions by emphasizing the local practices that subtend global formations and pedagogical approaches that support this decentering. Last, Risam attends to human futures in new digital worlds, evaluating both how algorithms and natural language processing software used in digital humanities projects produce universalist notions of the 'human' and also how to resist this phenomenon.

Lösung des Rätsels auf Seite 26:



u^b

^b
**UNIVERSITÄT
BERN**

Interdisziplinäres Zentrum
für Geschlechterforschung
der Universität Bern
Mittelstrasse 43
CH-3012 Bern
T 0041 31 631 53 58
www.izfg.unibe.ch